Paris

und

Louis Napoleon.

Neue Skizzen

aus dem

Franzöſiſchen Kaiſerreich.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

I. **Das Lorettenthum, die Frauen und der Salon.** (Das Princip der Käuflichkeit in der heutigen Gesellschaft. Die Lorette nivellirt die kaiserliche Gesellschaft. Die Geschichte der Lorette. Die jeunesse dorée des Zeitalters. Die Pariser Decadence. Die Loretten als Werkzeug des Wuchers in Paris. Die femme entretenue. Notre Dame de Lorette. Marie Duplessis, das Urbild der Cameliendame. Mendizabal. Die Table'hôte-Lorette. Die Kunst-Lorette. Die Souper-Lorette. Die Lorette des Empire als Universal-Person. Die Stellung der tugendhaften Frauen. Die Bestrebungen der französischen Geistlichkeit zur Reformirung der Damen-Toilette. Das Familienleben im Kaiserreich. Der Einfluß der Frauen auf die Zerstörung der Gesellschaft.) S. 1—46.

II. **Der Kaiser und die neue Gesellschaft.** (Der Verfall des Salons. Die Clubs. Der Jockey-Club und der legislative Körper. Die Tanz-Soiréen bei Cellarius und Laborde. Die alte aristokratische Gesellschaft und die heutigen Lebemänner des Kaiserreichs. Die Salons im Faubourg St. Germain. Das Empire français und der Esprit français. Villemessant, der Redacteur des Pariser Figaro. Die Diners zur Verbesserung des französischen Geistes. Die Polinnen in der heutigen französischen Gesellschaft. Frau von Wonsowicz und Madame Récamier. Rossini's neuer Salon. Der Virtuose Vivier und seine beiden Schlangen. Der Salon des Grafen Morny. Morny's Bär. Morny mit russischem Schnurrbart und russischer Gemahlin. Der „Graf" par excellence. Geisterklopferei und Tischrücken in der höheren Gesellschaft. Der Amerikaner Home. Die Prinzessin Mathilde. Die heutigen Klopfgespenster und die Geister Cagliostro's in der ersten

Revolution. Die Geister des Tischkastens und die napoleonische Idee. Eine Geister-Soirée bei der Prinzessin Mathilde, und der Kaiser. Baroche, der Präsident des Senats. Der Aberglauben in der heutigen französischen Gesellschaft. Erneuerung der Convulsionnaire. Die Kaiserin Eugenie und Béranger. Die Kaiserin Mutter, Sennora Montijo. Ihr Haus in der Avenue der Champs Elysées. Ihre Vorliebe für Paul de Kock. Charakter des Prinzen Napoleon. Sein schriftstellerisches Talent. Das Napoleons-Haus in den Elyseischen Feldern. Der gesellschaftliche Charakter Napoleons III. Schilderung der Persönlichkeit des Kaisers. Sein Verhältniß zu den Frauen. Die Damen des Faubourg St. Germain und der neue Kaiserhof. Der Kaiser und die Kaiserin. Marie Eugenie von Guzmann, Herzogin von Montijo und Gräfin von Theba. Erinnerung an Miß Howard. Die Kaiserin Eugenie und das englische Frauen-Naturell. Die Persönlichkeit der Kaiserin. Ihr Verhältniß zur Politik und zu den Staatsgeschäften.) . . . . . S. 47—88.

III. **Die dramatische Galanterie im neuen Kaiserreich.** (Die Stellung der französischen Schauspielerin im Empire. Die theatralische Prostitution. Die Schauspielerin als Heerführerin des gesammten Lorettenthums von Frankreich. Das Repertoire der Pariser Bühnen unter moralischem Gesichtspunct. Die Schauspielerin und die Liebe. Jean Jacques Rousseau's Ansicht über die Natur der Schauspielerinnen. Die Schauspielerin als die am meisten in der Mode befindliche Person im Kaiserreich. Die Tänzerin und die Diplomaten. Die Liebe der industriellen Epoche. Der Stoff und das Lasser. Das napoleonische Machtprogramm. Die faux bons hommes und die fausses bonnes femmes. Ein Ausspruch der Déjazet. Die Geschichte der heutigen Schauspielerin. Einige Pariser Bühnen als Bazar von Mädchen-Schönheiten. Die Organisation des Beifalls. Der Unterhalter der Schauspielerin. Erinnerung an Dlle. Mars. Die Rendezvous-Orte der Schauspielerinnen. Die Vermischung der Schauspielerin mit der Lorette. Die Salons der Courtisanen. Schauspielerinnen und Literaten. Orgien. Die Schauspielerin und die gute Gesellschaft. Ausnahme-Stellung der Sängerin. Die Rachel.) S. 89—117.

IV. **Die inneren Kämpfe im Empire und die Ideen von 1789.** (Drei Parteien und drei Töpfe. Die kaiserliche Partei. Das französische Beamtenthum. Die Trümmer der alten Parteien in einem Conglomerat. Der Rattenkönig. Die Partei der Stellenjäger und Gelegenheitsmänner. Emil von Girardin. Dupin. Die Testaments-Executoren

Louis Philipps. Troplong und die Freiheits-Maskerade des Empire. Die Wiedereinsetzung Dupins und sein politischer Charakter. Die neue Entdeckung der „constitutionellen Opposition" im Kaiserreich. Die Wahl der Demokraten und Republikaner in die Legislative. Cavaignac und Carnot. Das Kaiserthum und der Parlamentarismus. Ein officielles Blatt erfindet die „Demokratie ohne die Revolution." Das Kaiserreich und die Demokratie. Ein journalistisches Intermezzo im Kaiserreich. Freiheitsschwindel einiger Preßorgane. Emil von Girardin und Prinz Napoleon. Emil von Girardin's neue Rolle als Publizist. Der Journalist und die Jagdflinte. Girardins Confessions politiques. Seine Schrift „le droit de punir." Die Kaiserpolitik und das Fourrier'sche Phalanstère. Stellung des Prinzen Napoleon zu den Debatten im Kaiserreich. Prinz Napoleon und die Tagespresse. Der intime Kreis im Palais Royal. E. Texier, Charles Edmond, Clement Caraquel, Girardin. Die Verbindung des Prinzen mit „La Presse." Neffzer. Die Bestrebungen des Prinzen um die Verbindung des Kaiserthums mit der Freiheit. Der Ikarus des Kaiserreichs. Die neue Reise des Prinzen Napoleon. Das mene mene tekel upharsin im Kaiserreich. Die maskirte Polemik gegen das Kaiserthum. François Villemain. Der Vicomte de Laguerronnière. Villemain's Commentar über Cicero de republica. Das alte römische Kaiserthum und das napoleonische Empire. Die imperialistische Debatte auf den öffentlichen Lehrstühlen. Der napoleonische Geist und die Reorganisation der wissenschaftlichen Institute. Der Kaiser will eine neue napoleonische Wissenschaft und Literatur. Die Politik an der Sorbonne. St. Marc Girardin. Die durch die Gewalt corrumpirte Wissenschaft. Die Ausgangspuncte der neuen napoleonischen Wissenschaft in der Geschichte und Philosophie. Napoleon als der „Messias der neuen Ideen." Die antike Cäsaren-Wirthschaft ein verbotenes Spiegelbild. Bossuet und Ludwig XIV. Die „nationale französische Politik." Neue Professoren der kaiserlichen Logik. Neue Organisation des Unterrichtswesens. Die Pariser Universität. Reorganisation des Collége de France. Die außerordentlichen Professoren. Die Philosophen von 1789. Die Schule Condoret's. Die Ideen von 1789 als Embleme des heutigen Kaiserthums. Die Menschenrechte und die sibyllinischen Bücher. Das napoleonische System und die Idee der Freiheit. Der Industrialismus als Geist des napoleonischen Systems. Napoleon I. antifeudal und industriell. Der neue imperialistische Adel. Das projectirte Adelsgesetz Napoleons III. Die napoleonische Constitution. Der Ursprung der napoleonischen Institutionen in dem Ver-

fassungs-Entwurf von Sieyès. Corps législatif, Tribunat, Staatsrath und Senat. Sieyès und der erste Consul. Die Consulats-Verfassung vom Jahre VIII. Die Verfassung Louis Napoleons vom 14. Januar 1852. Graf Morny als Präsident des gesetzgebenden Körpers. Der politische Charakter Morny's. Verhältniß Louis Napoleons zu seinem Stiefbruder. Morny als Meister der Wahl-Umtriebe, als Industrieller und als Börsen-Speculant. Seine Verdienste um den Staatsstreich. Die Medaille der Legislativen. Das Palais du corps législatif. Die „großen Grundsätze von 1789," und der Komödiendichter Augier.) . . . . . S. 118—200.

V. **Eine neue Epoche im Kaiserreich.** (Das Attentat vom 14. Januar. Die Umwandlung in der Person des Kaisers. Die militairische Reorganisation des französischen Volkes. Erinnerung an die Attentate gegen Napoleon I. Die Italiener in Paris. Orsini und Pierri. Die politischen Parteien und das Attentat. Die Polizei im heutigen Empire. Die Fürstin von Belgiojoso. Manin. Der Courrier Franco-Italien. Die Mordanschläge gegen Napoleon I. und ihre politischen Folgen. Die Reactions-Maaßregeln des ersten Consuls. Fouché. Georges Cadoudal. Die Erfindung der Deportation nach Cayenne. Der neue Fürst Macchiavelli's. Das Repressiv-Gesetz Louis Napoleons. Der innere Umschlag der napoleonischen Situation. General Espinasse als Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit. Leben und Charakter des Generals Espinasse. Enthüllungen über die geheimen Zustände des Kaiserreiche. Die neue Organisation der geheimen Gesellschaften. Die Auflösung der Parteien in Individuen. Die Socialisten und die Rothen. Abfindung des Kaisers mit dem Socialismus. Die socialistischen Umtriebe des Geldes und des Capitals unter der Aegide Louis Napoleons. Der Socialismus ist die neue Revolution. Das Kaiserthum als Polizei- und Militairstaat. Die fünf großen General-Commandos. Der Prince Impérial. Der Kaiser bestellt sein Haus. Das Regentschafts-Gesetz und der Geheime Rath. Widerstrebende Stellung der Prinzen Jerôme und Napoleon. Billault. „L'avenir est aux apathiques.") . S. 201—252.

I.

Das Lorettenthum, die Frauen und der Salon.

Das neue Gleichheitsprincip, welches die moderne Gesellschaft bewegt und das in Frankreich unter dem neuen Kaiserreich alle socialen und politischen Zustände zu bedingen angefangen, ist das Princip der Käuflichkeit Aller zu Allem. Die eigentlichen Factoren einer solchen Epoche sind das Geld und die Prostitution, durch welche das Reich des Communismus seinen factischen Anfang genommen hat. Die Agiowirthschaft verallgemeinert das Geld und das Eigenthum, und sucht es dahin zu bringen, daß Jeder das Geld hat, wodurch es aber dahin kommt, daß zuletzt Keiner mehr etwas hat, indem die allgemeine Spekulation die allgemeine Verflüchtigung aller Werthe wird. Wie die Geldwirthschaft materiell, so wirkt die Sittenwirthschaft ideell auf die Verflüchtigung aller moralischen Werthe der Gesellschaft, und die

Lorette beſteigt den Thron des Zeitalters, um das Reich zu regieren, in dem Niemand mehr Tugend hat, weil ſich Alle dem Genuß des Augenblicks verkauft haben.

Die Lorette iſt heut Alles, und Alles wird heut Lorette, wenn es ſich auf dem glänzenden Niveau des Tages erhalten und nicht in den Wald ſich flüchten will, um von Einſamkeit und Wurzeln und Kräutern zu leben. Die Lorette nivellirt die heutige Geſellſchaft, als wenn das revolutionaire Gleichheitsprincip in den vielen Verwandelungen, die es gleich dem Gotte Wiſchnu durchgemacht, in dem ſchönen Körper der Lorette ſeine entſcheidendſte Incarnation empfangen hätte, oder als ob die Ideen von 1789, welche bekanntlich von der neuen napoleoniſchen Regierung als ihre eigentliche gouvernementale Grundlage proclamirt worden ſind, vorzugsweiſe von dieſen Veſtalinnen des Kaiſerreichs jetzt gehütet und gepflegt würden.

Die Lorette mußte daher, als ſymboliſcher Ausdruck des Zeitalters, bereits den Sieg über alle anderen Gattungen der Frauen und über alle bisher als Normen der Geſellſchaft beſtandenen ſocialen und ſittlichen Inſtitute, namentlich über Ehe und Familie, davontragen. Die Lorette, als Tochter des Volkes, iſt ein neues naturwüchſiges Geſchlecht, das mit ſeiner

kräftigen und reizenden Physis die Gesellschaft erobern und unterjochen will, wie einst die wilden Naturvölker auf den Ruinen der alten Gesellschaft jubelnd und siegeslustig ihre Fahnen aufpflanzten. Es ist der vierte Stand, welcher die Lorette hinaussendet, um die Gesellschaft, die dem Volke heut nur noch als dieser verweichlichte und schwelgerische Tyrann erscheint, zu berücken und unter den Wirbeln der Lust diesem Tyrannen sein Leben zu rauben. Die Lorette spielt aber die Judith des vierten Standes nicht mit dem Schwert in der Hand, sondern sie läßt ihr Opfer allmählig unter ihren trüglichen Umarmungen dahinsiechen, nachdem sie es zuerst moralisch und finanziell zerrüttet und mit allen seinen Verhältnissen überworfen hat und dann seiner physischen Entkräftung und Verkommenheit überläßt. Die Lorette ist zu diesem Zweck nicht nur Buhlerin, sondern sie ist auch Speculantin, und das patriarchalisch gemüthliche Wesen der ehemaligen Grisette weit hinter sich lassend, hat sie den Industrialismus der Epoche in Leib und Seele eingeimpft.

Die Lorette entsteht aus dem Volke, und wird nur in den seltensten Ausnahmen in der Mitte der gebildeten Gesellschaft selbst geboren. Ausnahmen dieser Art kommen zwar vor, und es werden selbst Beispiele der geistreichen und literarischen Lorette

aufgeführt, die in einem vornehmen Erziehungs-Institut ihre erste Ausbildung genossen, aber dann hat sie bei der Rückkehr in das väterliche Haus gewöhnlich eine Zerrüttung der Verhältnisse vorgefunden, die ihr kaum noch eine Wahl ließ. Entweder hat sich der Vater wieder verheirathet, vielleicht an eine rohe, unter seinem Stande erwählte Person, mit welcher die achtzehnjährige, feingebildete Tochter sich nicht zu einigen und zu stellen weiß, oder die Armuth, der Alles demoralisirende Mangel, ist über das Haus hereingebrochen, und alle Aussichten, zum Leben zu kommen, sind für ein Mädchen verschlossen, das alles Feuer der Jugend in sich trägt und dessen Sinne und Geist durch die genossene Bildung noch glühender geworden sind. Dann kostet es nur einen Schritt um in die Welt des Luxus und des Glanzes zu entfliehen, die anfangs so viel lockende Strahlen ausbreitet.

In der Regel aber sind es die düstren, kalten Mansarden-Stübchen der Arbeiter und kleinen Leute, in denen die Lorette geboren wird. Sie ist noch ein halbes Kind, und mit der heranwachsenden, schwellenden Schönheit ihrer Glieder blühen Sittsamkeit und Tugend um die Wette an ihr auf. In dem Kamin ist wenig Feuer, in dem Stübchen ist wenig Luft, und die junge Arbeiterin, die mit gebückter Brust

und mit ſchmerzenden Augen Tag und Nacht vor ihrem Nähtiſch ſitzt, um dem kleinen jammervollen Haushalt der Eltern ihren geringen Verdienſt zuzuführen, muß ſelbſt dafür büßen, daß ſie arbeitet und ſich unabläſſig bemüht. Denn während das Elend um ſie her durch ihre Arbeit nicht abnimmt, ſondern nur zu wachſen ſcheint, werden ihre eigenen Wangen von Tag zu Tag bleicher, und ihre Bruſt, in der ſie noch vor Kurzem alle Blüthenträume der Welt pulſiren fühlte, wird immer enger und trauriger. Unter dieſem erbärmlichen räucherigen Trödel, der um ſie her liegt, raſchelt aber auch die Schlange der Verführung, welche in der Spelunke der Armuth ebenſo gut niſtet, wie auf den Bäumen des Paradieſes. Die Schlange iſt vielleicht von der Mutter ſelbſt unter das Dach geleitet, denn die gute alte Frau hat die Blicke eines ſicherlich ſehr reichen Herrn, der ſeit einiger Zeit öfter an dem Hauſe vorübergegangen iſt, und ihr am Fenſter nähendes Töchterlein unaufhörlich beobachtet hat, endlich richtig ſchätzen gelernt. Die Sache wird dann in der Regel als ein ganz gewöhnlicher Kaufcontrakt zurechtgemacht, und das junge Mädchen ſieht ſich plötzlich aus der kahlen gottverlaſſenen Einöde ihrer Jugend in ein koſtbares Ameublement in der Rue de Rivoli, auf die weichen Polſter ſchwellender Plüſch-Divans, und in eine von

indiſchen Shawls und Diamanten ſtrahlende Toilette verſetzt. Sie hat entweder raſch ihren Entſchluß gefaßt, und dieſer führt ſie dahin, ihren Lebensreiz jetzt in der triumphirenden Ausbeutung ihrer Situation zu ſuchen und nach einem kalt berechneten Plan aus dem Ruin ihres Liebhabers ihre Sicherung zu ſchöpfen. Oder weniger glücklich verfällt ſie einer neuen Miſère, indem ſie, ausgeſogen und zerpflückt vom Laſter, von Stufe zu Stufe tiefer herabſinkt und zuletzt, mit der Hacke der Chiffonnière in der Hand, bei demſelben Elend wieder anlangend von dem ſie ausging, ihr Leben verhungernd in dem Straßenkoth von Paris beſchließt.

Die Lorette, welche ſich eine glänzendere Laufbahn zu ſichern weiß, beginnt dieſelbe gewöhnlich damit, daß ſie, um eine vollſtändige Prinzeſſin der Galanterie zu ſein, ihr Herz in ſich ertödtet und die Fähigkeit zu lieben aus demſelben ausrottet. Dann ſammelt ſie die jeunesse dorée des Zeitalters um ſich her, welche ihr die Krone des Laſters auf das Haupt ſetzt, und jauchzend ihren Nacken unter den Fuß der Courtiſane neigt, der die Zügel des heutigen ſocialen Lebens in Frankreich übergeben worden. Die Pariſer der Decadence haben nur noch die Lorette übrig behalten, welche als das allgemeinſte Symbol aller geſellſchaftlichen und politiſchen Zuſtände überall herrſchend erſcheint, und die zur Auflöſung und Ver-

geudung mächtig und unwiderſtehlich antreibt. Die unterhaltene Welt (le monde entretenu), die ſich ſonſt nur in den geheimen Spalten der Geſellſchaft einniſten durfte, tritt immer ſiegreicher und glänzender an die Oberfläche heraus, und conſtituirt ſich als die eigentlich organiſirte Welt des heutigen Frankreichs, während alle anderen Verhältniſſe um ſie her desorganiſirt erſcheinen und ihre feſte, auf ein beſtimmtes Ziel gerichtete Haltung verloren haben. Dieſe Welt der Debauche, in der Luxus, Mode und Geldmacherei ihre eigentliche Ausmündung haben, will in ihren diaboliſchen Flammen Alles verlodern laſſen, was noch ein feſtes und geſetzliches Beſtehen hatte, und die Hand der Lorette weiß dieſe Flammen immer gewaltiger anzufachen.

Ob es in Paris dahin kommen wird, wie im alten Rom, daß man die Perlen zerſtößt, um ſie im Wein ſeinen Freudengenoſſen zuzutrinken, wiſſen wir nicht, aber daß in der Menage der Lorette und in Allem, was dazu gehört, ganze Vermögen ausgeſchöpft und alte, in den Familien aufgehäufte Glücksgüter zu einem Nichts verflüchtigt werden, ſteht mehr wie je auf der Tagesordnung. Die Lorette iſt nicht nur die Venus der Börſe geworden, die den modernen Agiohelden mit dem einzigen Liebesband beglückt, das er mit ſeinem durch das Geld zerſtörten Herzen

noch brauchen kann, ſondern ſie iſt auch eines der mächtigſten Werkzeuge des Wuchers in Paris geworden, der mit ihren Liaiſons und Intriguen Hand in Hand geht und für den ſie ein Netz zu ſpinnen weiß, welches mit dem ungeheuerſten Vortheil ihre Opfer in ſeine Maſchen zieht. Viele dieſer unterhaltenen Damen, und auch einige wegen ihrer Schönheit berühmte Schauſpielerinnen, unter denen die heutige Chronik von Paris namentlich die Couliſſen-Göttinnen eines gewiſſen Vaudeville-Theaters nennt, legen ihre Erſparniſſe in Wuchergeſchäften, mit denen ſie in der genaueſten Verbindung ſtehen, als Fonds an. In Paris wird der Wucher mit beſonderer Induſtrie auch von Frauen betrieben, die, da ſie die brauchbarſten Commiſſionairinnen der Corruption ſind, auch als Vermittlerinnen und Gelegenheitsmacherinnen der Loretten- und Actricen-Welt ſehr nahe ſtehen, und dadurch ihrem Geſchäft, gegen Ausſtellung von Wechſeln zu einem menſchenmörderiſchen Zinsfuß Geld auszuleihen, die ſchwunghafteſte Ausdehnung zu geben wiſſen. Der Lorette eröffnet ſich hier ein Hauptfeld ihres Berufs, um als Rachedämon der Geſellſchaft zu ſchaffen und zu wirken. Es kommt darauf an, dem jungen Freund, der ſich in ihren Armen ruinirt, immer neue Gelegenheit zu Ausgaben und Geſchenken und zur Darbringung von Summen, bei

denen es sich der Mühe verlohnt, zu geben. Oft wird dann ein unwiderstehlicher Trumpf auf eine Ovation dieser Art gesetzt, und der junge Mann, der seine laufenden Baarmittel bereits verschossen hat, befindet sich in der allerpeinlichsten Verlegenheit. Seine Adresse ist aber dann zugleich reif geworden für ein gewisses Geschäft, mit dessen Einleitung die Lorette nun keinen Augenblick zögert. Seine Adresse spaziert zu ihrer Freundin, der alten weisen Frau, welche sich dem in Verlegenheit Befindlichen nun in irgend einer Form zu nähern weiß und ihm den Weg zeigt, 10,000 Francs auf einen in drei Monaten fälligen Wechsel zu ziehen, den er freilich auf 20,000 Francs ausstellen muß. Das Geschäft wird gemacht und die Lorette hat eine doppelte Genugthuung, wenn sie ihren Freund am andern Tage mit einem vergnügten Gesicht in ihren Salon treten sieht. Einmal bringt er ihr die bewußten zehntausend Francs, die sie dringend bedurft hat, um angeblich eine sie täglich überlaufende Mutter und einen Tollkopf von Bruder zu beschwichtigen, der Soldat geworden ist, vielleicht sogar die Krim-Medaille besitzt und seit seiner Rückkehr aus dem Krieg alle Augenblicke ankommt und sie zu erschießen droht, weil sie seine Ehre compromittire. Und dann haben die zehntausend Francs noch den schönen geheimen Hintergrund, daß sie aus

dem Fonds der Lorette ſelbſt gefloſſen und aus ihrem Einlage-Capital in dem Geſchäft der guten alten Frau zu dem Wechſel verwandt ſind. Die Lorette ſieht ihr Capital bereits verdoppelt zu ihren Füßen liegen, denn an der Zahlungsfähigkeit des jungen Mannes iſt einſtweilen gewiß noch nicht zu zweifeln; ſeine reiche Familie wird den Wechſel einlöſen, der ihn ſonſt unmittelbar nach Clichy ſpazieren laſſen würde. Die zwanzigtauſend Francs werden in drei Monaten eingehen, und, mit Abzug der Discontirungskoſten und Commiſſionsgebühren für die Freundin, hat das Portefeuille der Lorette davon dieſen neuen Zuwachs an Fonds gewonnen. Wie anders iſt es doch jetzt, als es damals war, wo ſie ſich in der engen, ſchwülen Dachſtube die Finger blutig und die Augen ganz roth nähen mußte, und wo ihr tugendhaftes junges Herz gegen ein rauhes Wollentuch ſchlug, das ihren Buſen deckte! Die Lorette wird bald reich, wenn ſie nicht bald zu Grunde geht.

Der finanzielle Boden, auf dem die Lorette heut ſteht, wird zugleich durch ihre Bezeichnung als femme entretenue, die alle ihre anderen Spitz- und Kriegsnamen überdauert und zuſammenfaßt, auf die am meiſten charakteriſtiſche Weiſe angedeutet. Denn die „Unterhaltene" iſt nicht mehr die Hetäre von ehemals, die in einem geächteten Verhältniß, und mit

nicht größerem Recht als einer Ausgeſtoßenen und Sklavin zukam, der ganzen übrigen Geſellſchaft gegenüber ſtand und mit ihrem Sündenlohn zugleich abgefunden wurde. Die unterhaltene Frau iſt Diejenige, an welche Etwas gewandt werden muß, um ſie zu beſitzen, und die man nicht hat, wenn man ihr nicht zugleich eine materielle und finanzielle Exiſtenz gemacht hat, und dieſe Alles aufſaugende Exiſtenz beſtändig wieder ſpeiſen und ausſtatten will.

Die übrigen Namen der Lorette ſind wechſelnd geworden, wie die Bezeichnung der Modegegenſtände überhaupt wechſelt. Dieſe Gattung von Perſonen iſt aber in Frankreich ſo wichtig geworden, und befindet ſich ſo ſehr an der Spitze aller Intereſſen, daß die Poeſie hierin mit der Libertinage gewetteifert hat, um immer neue Namen, bald ſymboliſche bald humoriſtiſche, ausfindig zu machen. Selten iſt aber ein Nom de guerre ſo entſchieden durchgeſchlagen, wie der Name der dame aux camélias, womit Alexandre Dumas fils, der das Proſtitutionsdrama zu einem geiſtreichen und künſtleriſchen Genre zu machen gewußt hat, eine ſeiner genialſten Compoſitionen bezeichnete. Weniger iſt er mit der von ihm gleichfalls erfundenen Bezeichnung der filles de marbre durchgedrungen, denen Xavier de Montépin ſeine Gipsmädchen (filles de plâtre) für ein niedrigeres

Genre und in einem jedenfalls sehr niedrigen Roman gleiches Namens nachbildete. Auch die Benennung der Camelien-Dame wird sich nicht mehr lange erhalten und dem ersten besten glücklichen Einfall Platz machen, obwohl der vor einiger Zeit gemachte Versuch, die Lorettes in Madeleines umzutaufen, nicht den Beifall des betheiligten Publikums gefunden haben soll. Die Lorette ist immer noch die am allgemeinsten anerkannte Firma geblieben, die in dem Kirchspiel der Notre Dame de Lorette auf eine zu angenehme und elegante Weise wurzelt, als daß man sie so leicht wieder verwischen lassen möchte. Die Lorette erscheint sich selbst in einem gewissen Geruch der Heiligkeit, wenn sie durch ihre eigenthümliche Zugehörigkeit zu dem Tempel der Mutter Gottes von Lorette sich bezeichnen kann, und ihr Streben ist es nach wie vor, es in dieser eleganten und luxuriös ausgestatteten Kirche, die noch immer ein Sammelpunct aller Tänzerinnen und Schauspielerinnen ist, zu einem rothen Sammetsessel zu bringen. Diese modische Notre Dame de Lorette ist dadurch mit ihren schönen ausgeschmückten Hallen der Rendezvous-Platz aller fashionablen Intriguen von Paris geblieben. Die Luft hat aber in diesem kaum an eine Kirche erinnernden Saal etwas Aengstliches, und es ist mir einige Male begegnet, daß ich mich

darin wie in eine Berliner Damen-Conditorei verſetzt glaubte, was natürlich nur den ſchleunigſten Aufbruch aus dieſen Räumen zur Folge haben konnte.

Hier in Notre Dame de Lorette, wo die moderne Courtiſane ihren Namen empfangen, auf den ſie vorzugsweiſe ſtolz iſt und durch den ſie ſich mit einer gewiſſen Weihe bedeckt erſcheint, zeigt ſie ſich auch gern in ihrer prächtigſten Toilette, in der ſie, das von Gold und Sammet ſtrahlende Gebetbuch in der Hand, mit ſo viel Grazie und Unſchuld, als die tugendhafte Frau ſie nur immer in ihren Gebärden haben kann, auf dem vor ihr ausgebreiteten Kiſſen niederkniet. Dieſe Toilette, in der ſie ſo prachtvoll zur Madonna betet, iſt freilich dieſelbe, in der ſie auch Abends unter den Acazien des Jardin Mabille, im Chatean Rouge, in Asnières oder am See im Bois de Boulogne erſcheint, aber wenn ſie Mittags in der Meſſe bei Unſerer Dame de Lorette uns an den Cancan gemahnt, den ſie Abends tanzen wird, ſo erinnert man ſich des Abends, wenn man ſie im Cancan ihren elektriſchen Reif ſchlagen ſieht, wieder an ihr frommes Knieen zu den Füßen der Madonna de Lorette, und man weiß zuletzt nicht mehr, was Madonna und was Lorette iſt. Am Ende kommt man auf den Gedanken, daß die Lorette die eigentliche Madonna der neuen Zeit geworden iſt, denn,

wie gute Katholiken auch die Franzoſen noch ſein mögen, ſo hat ſich ihr Madonnen-Cultus jedenfalls mit dem Loretten-Cultus auf eine zu ſpecifiſche Weiſe gemiſcht, und die Lorette ſteht heut in Frankreich zu ſehr an der Spitze aller Frauen, als daß ſie nicht auch der Madonna eine gefährliche Concurrenz machen ſollte.

Die größte Lorette dieſer Zeit iſt ohne Zweifel Marie Dupleſſis geweſen, nach deren Urbild Alexandre Dumas fils ſeine Camelien-Dame geſchaffen. Sie war die erſte Frau dieſer Art, deren Perſönlichkeit und Lebensverhältniſſe ſo bedeutend und glänzend hervorragten, daß in der ganzen geſellſchaftlichen Welt von Paris von ihr Notiz genommen wurde. Sie riß durch dies Intereſſe zuerſt die Barrière nieder, welche bis dahin zwiſchen der monde entretenu und der Pariſer Geſellſchaft mit einer Strenge, wie ſie kaum anderswo auf dieſem Punct gewaltet, aufrecht erhalten worden war. Marie Dupleſſis, die Tochter eines Conditors in Nantes, wo ſie bis zu ihrem achtzehnten Jahre in einem Kloſter erzogen worden, war durch den Tod ihres noch auf ſeinem Sterbelager bankerott gewordenen Vaters in die größte Bedrängniß gerathen, und hatte ſich aus Nantes von dem Sohn eines reichen Rheders entführen laſſen, der mit ihr die Schweiz und Italien beſuchte. Nach deſſen plötzlich erfolgtem Tode aſſociirte ſie ſich mit

einem Maler, der ſchon ſeit ſechs Monaten mit dem jungen Paar gereiſt war, und dem ſie nach Paris folgte, um zugleich in ſeinem Atelier ihr für die Malerei erwachtes Talent zu pflegen. Es war aber in Marie Dupleſſis ein Wettſtreit aller ſchönen Künſte ausgebrochen, in welchem ſie von dem Maler zu einem Schauſpieler überging, der weder jung noch ſchön noch bedeutend geweſen ſein ſoll, mit dem aber Marie zwei Jahre lang ihr Leben theilte. Dann folgten mehrere Jahre in dem Lebenslauf der Marie Dupleſſis, die nach dem Geſtändniß ihres eigenen Biographen, dem wir dieſe Züge entlehnen*), mit einem ſeltſamen geheimnißvollen Schleier bedeckt ſind und in denen leicht das Aergſte vorgefallen ſein könnte.

Im Jahre 1845 tauchte Marie Dupleſſis als Beſitzerin eines Handſchuhladens in der Paſſage de l'Opera wieder auf, und obwohl man das Jahr ihrer Geburt nie genau erfahren hat, ſo ſcheint ſie doch jetzt erſt in die volle Blüthe ihrer Reize getreten zu ſein. Ein ſpaniſcher Staatsmann, der früher in Madrid Finanzminiſter geweſen und damals in der Verbannung lebte, vielleicht Mendizabal, kaufte in der Paſſage de l'Opera ſeine Handſchuhe, und fand daß er noch nie ſo ſchöne Hände geſehn, als die waren, mit denen ihn Marie

*) E. M. von Leyden in der bekannten Brochüre. (5 Aufl.)

Dupleſſis berührte, als ſie ihm die gekauften Handſchuhe anprobirte und ihm reibend und ſtreichelnd über ſeine Finger zog. Für dieſes kleine Vergnügen bat ſie der ehemalige Finanzminiſter, eine Wohnung in der Rue St. Lazare von ihm anzunehmen, die er nach dem glänzendſten Maaßſtab zu möbliren übernahm und in die er ſie als Herrin des Hauſes einzuführen ſich erlaubte. Marie Dupleſſis nahm von dieſer neuen Poſition mit ihrer ganzen geiſtreichen Anmuth und drolligen Heiterkeit Beſitz. Der Caſtilier fügte eine Equipage und eine Civilliſte von hundert Louisd'or monatlich hinzu, und ſtellte bei Allem nur die Bedingung, daß Marie Dupleſſis ihn jeden Tag von drei bis fünf Uhr zu erwarten und in einem weißen Kleide, mit aufgelöſten Haaren und bloßen Armen zu empfangen hatte. Der Exminiſter ſaß dann in feierlicher Haltung neben ihr auf dem Divan und Marie Dupleſſis mußte Converſation machen, was ihr bei ihrem natürlichen Humor und ihrem in der That mannigfach gebildeten Geiſt um ſo leichter werden konnte, als der ſpaniſche Finanzminiſter ein ganz regelmäßiges Syſtem der Unterhaltung hatte, welches Marie nur mit ihrer unvergleichlichen Laune und ihren reizenden Einfällen zu beleben und zu durchwirken brauchte. Das ſchöne oder ſchlechte Wetter bildete bei ihm den ſtehenden Eingang jeder Conver-

ſation, dann kam ſpeciell die Natur des Pariſer Wetters an die Reihe, von welchem ein kühner Uebergang zu den ſpaniſchen Revolutionen gemacht wurde, die den Miniſter genöthigt hatten, Madrid mit Paris zu vertauſchen. Die Pauſen, welche jedesmal bei der Abwechſelung von einem Thema zum andern eintraten, wurden regelmäßig mit einigen Liebkoſungen ausgefüllt, die der Reihe nach ebenfalls ſchon feſtzuſtehen ſchienen. Zwiſchen der Unterhaltung über das Wetter wurden ſtets die wunderbar ſchönen ſchwarzen Haare der Marie Dupleſſis bewundert und geſtrichen, denn auch in dem ſeltenen Glanz dieſes Haares ſchien es alle Augenblicke zu wetterleuchten und Blitze zu entzünden, die tief in das Herz des caſtiliſchen Finanzmannes drangen. Bei den ſpaniſchen Revolutionen aber, bei denen der Miniſter ſein beſonderes Leid zu klagen hatte, wurden ſtets die überaus ſchönen Hände der Freundin ergriffen und einige Male zärtlich geküßt und wie zum Troſt für Alles, was er hatte ausſtehen müſſen, recht lange und innig an ſeine Bruſt gedrückt. Dann ſtand er plötzlich auf, und verabſchiedete ſich höchſt eilig von ihr bis zum folgenden Tag. Marie zog dann ihr weißes Kleid wieder aus und warf ſich in eine glänzende Modetoilette des Tages, um ihre andern Freunde zu empfangen, in deren Zulaſſung ihr alle und jede

Freiheit gelaſſen war. Dieſe Freiheit benutzte ſie mit großem Verſtand, um einen Salon zu machen, der nicht nur in gewiſſen Sphären bald einen außerordentlichen Ruf erlangte, ſondern auch die ausnehmend feine und liebenswürdige Perſönlichkeit der Marie Dupleſſis zu einer gefeierten und faſt geachteten zu erheben anfing.

Dieſes Relief ihrer Perſon erhöhte ſie nur noch, als der Spanier durch eine Wendung der politiſchen Ereigniſſe nach Madrid zurückgerufen wurde und Marie an einen Banquier überging, dem der Exminiſter ſie bei ſeiner Abreiſe dringend empfohlen hatte. Dieſer Banquier, der von Geburt ein Engländer war, und ſeinen Finanzen wie ſeiner Religion nach ſich zum Judenthum bekannte, denn er berechnete ſein Vermögen nach vielen Millionen, führte Marie Dupleſſis mit ſich nach England, wo ſie die glänzendſten Stufen der Geſellſchaft hinanſtieg. Reich an Juwelen und Banknoten, kehrte ſie von London wieder nach Paris zurück, wo ſie in ihrer eigenthümlichen Situation, die beinahe eine ſittliche Palingeneſie errang, bis zu ihrem Tode ſich behauptete. In ihr Haus kamen nach ihrem Tode die Damen der beſten und vornehmſten Geſellſchaft, um von ihrem berühmten Mobiliar etwas anzukaufen, das bei der öffentlichen Auction bis zum drei- und vierfachen Preis losge-

ſchlagen wurde. Man hat dergleichen bei den Möbeln berühmter Sängerinnen und Tänzerinnen gethan; warum nicht bei einer Sitten-Celebrität, die an der Spitze der Demi-Monde geſtanden und durch ihren Glanz wie durch ihre Schönheit und ihren Charakter die Grenzlinie zwiſchen der unanſtändigen und der ehrbaren Welt faſt zu verwiſchen anfing?

Marie Dupleſſis war daher geeignet, durch ihr ganzes Weſen wie durch ihre Stellung das Urbild jener Camelien-Dame zu ſein, in welcher Dumas fils die heutige ſeltſame Wendung der franzöſiſchen Geſellſchaft in ebenſo genialen als pſychologiſch treffenden Zügen zeichnete. Wie Marie Dupleſſis ſelbſt durch ihre Perſon gewiſſermaßen zuerſt den Bann bezwang, der ſonſt auf der Stellung der Courtiſane laſtete, indem ſie auch die ſogenannte anſtändige Geſellſchaft nöthigte, ſich mit ihr zu beſchäftigen und ihre Exiſtenz anzuerkennen, ſo begründete jener Autor durch ſein Stück von der Camelien-Dame die neue Stimmung der franzöſiſchen Geſellſchaft, welche ſich dem allgemeinen Eindringen des Lorettenthums in alle Kreiſe nicht mehr verſchließt, ſondern mehr und mehr eine anerkannte Thatſache darin erblickt, die bald dazu führen wird, den vollſtändigen Sieg der Lorette in der Geſellſchaft zu proclamiren.

Die ſchöne Marie Dupleſſis wird darum einſt

ein klaſſiſcher Namen in der Geſchichte des die Geſellſchaft erobernden Courtiſanenthums ſein, und es ſcheint bereits ein ihr geweihter Geheimdienſt durch eine ſtarke Verbreitung ihres Bildniſſes in verſchiedenen Kreiſen begonnen zu haben. Monſieur Jules Janin beſitzt in ſeiner Bibliothek von literariſchen und artiſtiſchen Curioſitäten auch mehrere Autographen von Marie Dupleſſis, die ihm von der Schauſpielerin Madame Doche zum Geſchenk gemacht worden. Madame Doche, eine der galanteſten und luxuriöſeſten Schauſpielerinnen von Paris, welche die Rolle der Camelien-Dame zuerſt auf der Bühne geſchaffen, und darin von einem Theil des Publikums als ein Spiegelbild ihres eigenen Lebens beklatſcht wurde, ſcheint mithin mit der Marie Dupleſſis in Verkehr und Briefwechſel geſtanden zu haben, was zur Charakteriſtik des innern Zuſammenhanges, in welchem dieſe eigenthümliche Welt von Paris ſteht, keinen unweſentlichen Beitrag liefert. —

Die Spielarten des Lorettenthums ſind aber natürlich von der mannigfachſten Art und ſtufen ſich nach Perſönlichkeit und Verhältniſſen, nach Glück und Unglück, ſo verſchiedenartig ab, daß die Phyſiologie der Lorette, die von einem Naturforſcher der Geſellſchaft noch zu ſchreiben iſt, eine ſehr verwickelte Arbeit mit der Syſtematiſirung und Gruppirung ihrer

Klaſſen verurſachen würde. Auf ihrer höchſten und feinſten Stufe verbannt die Lorette jeden geſchäftlichen Charakter aus ihrer Stellung, und ſtrebt danach, Salon-Dame im vornehmſten und reinſten Stil zu ſein, von welcher Höhe ſie nur durch beſondere Unglücksfälle, die aber niemals ausbleiben, wieder herunterfällt. Muß ſie wieder in die Abenteuer des Zufalls und der öffentlichen Gelegenheiten hinaus, ſo erwählt ſie ſich leicht eine beſtimmte Rolle, die ſie mit Geſchick und Virtuoſität durchzuführen ſucht, um die Aventüre nach einem feſten Plan auszubeuten.

Eine dieſer Character-Masken der Lorette iſt die Table'hôte-Lorette, die gegen die Salon-Lorette ſchon eine viel geringere Stufe der käuflichen Galanterie von Paris bezeichnet. Dieſe Lorette, der freilich noch die eleganteſte Toilette wie die feinſten Manieren zu Gebote ſtehen müſſen, hat die Table d'hôte, an der ſie mit Fremden und Einheimiſchen anbinden kann, zum Schauplatz ihrer Thaten beſtimmt, und verfährt dabei entweder im Einverſtändniß mit der Beſitzerin des Hôtels, mit der ſie vielleicht auf Gewinnantheil arbeitet, oder ſie unternimmt jeden Streifzug dieſer Art ganz für ſich und mit eigener Ausrüſtung ihrer Waffe. Ihre Strategie iſt dann auf ihre Nachbarn und auf ihre Vis-à-Vis gerichtet, und ſie weiß jeden eintretenden Moment, wo ſie mit Er-

folg losſchlagen kann, richtig zu beurtheilen. Ihre Vorſchläge, wie nach dem Diner der Abend hinzubringen ſei, werden den Fremden, die ſich rathlos beim Champagner darüber unterhalten, gewiß auf eine ebenſo anmuthige als ſcheinbar abſichtsloſe Weiſe entgegengebracht werden. Für eine Partie nach dem Wäldchen von Boulogne entwirft ſie den reizendſten, unter jedem Geſichtspunct als practiſch anzuerkennenden Plan, oder ſie entwickelt ſchon während des Diners ſo viel hinreißende Laune gegen ihren Nachbar, daß dieſer ſelbſt ſich in Vorſchlägen erſchöpft, um ſie zu irgend einer Partie überreden zu können. Sehr häufig iſt die Table'hôte-Lorette aber auch im Solde einer geheimen Spielgeſellſchaft, für welche ſie durch ihre Anlockung Opfer herbeizuſchleppen hat, denn die meiſten Loretten ſind ſelbſt Spielerinnen von Profeſſion, und müſſen dieſe ihre Leidenſchaft nicht ſelten im Gefängniß abbüßen. Die Lorette verſteht es dann Jedem anzuſehn, ob ſie ihn nach dem Diner zu einer Spielpartie einladen darf, die entweder ſchon in einem Nebenzimmer wartet oder zu der hinzuführen, ein elegantes Cabriolet, welches die Lorette für das ihrige erklärt, ſchon draußen vor der Thür bereit ſteht.

Eine andere Specialität auf dieſem Gebiet iſt die Kunſt-Lorette, die auf lauter äſthetiſche und kunſtliebende Freunde rechnet und etwas darauf giebt, ſich

immer unter irgend einer artiſtiſchen Maske einzuführen, wo ſie dann bald als Tänzerin, bald als Schauſpielerin und Sängerin, bald auch als Muſiklehrerin, auftritt oder wenigſtens immer im Begriff ſteht, ſich zu einer dieſer Berufsarten vorzubereiten, vielleicht auch ſchon in den nächſten Tagen ihr Debut auf dieſem oder jenem Theater zu halten. Oder ſie iſt Malerin, und hat ſoeben die Erlaubniß erhalten, in der Galerie des Louvre die bella giardiniera des Rafael zu copiren, worauf ſie ſich natürlich außerordentlich freut und wovon ihr ganzes Glück abhängt. Es verſteht ſich, daß zu dieſer Rolle einige Vorkenntniſſe gehören, die aber bei dem mehr oder weniger äſthetiſchen Naturell, das jeder Lorette eigen iſt, nicht ſo ſchwer von ihr zu erwerben ſind. In der Regel ſind dies aber Loretten, die früher der Bohême von Paris angehört haben, und unter jener wunderbaren Sippſchaft von Künſtlern und Literaten, mit denen ſie das erſte Brot der Armuth und der Jugend theilten, ſich in jeder Art heranbildeten. Ein höheres Raffinement, das auch in der Idee an etwas Beſſeres angränzt, liegt der Kunſt-Lorette jedenfalls zum Grunde, denn ſie rechnet nicht nur auf den größeren Reiz, den alles zum Theater und zur Kunſt Gehörige auf viele Perſonen ausübt, ſondern ſie kommt ſich auch ſelbſt intereſſanter und vielleicht ſogar etwas

anſtändiger und unſchuldiger in dieſen artiſtiſchen Gaſtrollen vor, von deren Wahrheit ſie ſich bei ihrer lebhaften und zu Täuſchungen geneigten Phantaſie leicht ſelbſt überredet.

Das allgemeinſte Bivouac des Lorettenthums ſtellt die Souper-Lorette dar, die tolle Prieſterin der Cabinets Particuliers, die den Höhepunkt des Pariſer Vergnügens, die Partie fine mit Souper, repräſentirt, und dazu auf den Bällen des Jardin Mabille, des Chateau-Rouge, des Ranelagh, des Valentino, geſucht und gefunden wird. Das Souper mit Loretten iſt ein ſtehender Typus der Pariſer Debauche, trägt aber in der Regel einen ſo handwerksmäßigen Zuſchnitt an ſich, daß es häufig nur eine ſehr traurige und langweilige Ceremonie der Liederlichkeit iſt. Die franzöſiſche Lorette iſt zwar zugleich das drolligſte Geſchöpf von der Welt, und ſie trägt einen Fonds natürlicher Laune und toller Einfälle in ſich, die oft um ſo reichlicher ſprudeln, je größer ihre heimlichen Nöthe, ihre Seelenqualen und Verlegenheiten ſind. Aber da dem Souper ſchon ein Tag und Abend der Arbeit und der Anſtrengung vorausgegangen ſind, ſo giebt auch häufig die phyſiſche Erſchöpfung einen ſtarken Grundton bei dieſen Gaſtmählern ab, deren Character dadurch leicht eine mit heimlicher Melancholie verſetzte Frivolität wird.

Es kann aber nicht in unſerm Intereſſe liegen, bis zu den unterſten Stufen des Lorettenthums hinabſteigen zu wollen. Die Lorette kann für uns nur auf den Stufen, wo ſie in den Organismus der Geſellſchaft eingedrungen iſt, als ſociales Symptom der Neuzeit in Betracht kommen. In dieſer Bedeutung aber überragt die Lorette im heutigen Kaiſerreich Alles, was nur irgend dem Reich der Galanterie angehört, und ihr Einfluß, ihre Allmacht ſind in Frankreich nur noch in einer fortdauernden Steigerung begriffen. Die Lorette des Empire iſt eine Univerſal-Perſon geworden, und während es ſonſt durchaus gegen den guten Ton und gegen alle Sitte war, in anſtändigen Kreiſen von der Lorette zu ſprechen und ihre Perſon und ihren Dunſtkreis nur irgend zu berühren, iſt ſie jetzt zu einer der anziehendſten und merkwürdigſten Gegenſtände der Unterhaltung, ſelbſt im Munde der ehrbaren und tugendhaften Frauen, geworden. Da dieſe einſt ſo ſtreng gehütete Barrière in Paris jetzt völlig überſprungen iſt, ſo wird man dieſelbe Freiheit allerdings auch für die Schilderung franzöſiſcher Kaiſer-Zuſtände, wenn dieſe vollſtändig werden ſoll, in Anſpruch nehmen müſſen.

Es wird nicht geläugnet werden können, daß zu dieſer univerſalen und allgemein anerkannten Stellung der Lorette die anſtändigen Frauen in Paris ſelbſt

sehr wesentlich beigetragen haben und unausgesetzt beitragen. Nicht etwa blos dadurch, daß die Frauen der Familie in neuester Zeit um so Vieles langweiliger, reizloser und jedes geistigen Inhalts leerer geworden sind, und in Ermangelung eines eigenthümlichen Lebens nur noch gränzenlose Putzsucht und Luxus zur Herausstaffirung ihrer Person und zum Ruin des Mannes ergriffen haben. Das Haupterrain haben diese Frauen der Lorette dadurch eröffnet und freigemacht, daß sie ihr bei sich selbst einen gewissen Reiz der Anziehung zugestanden haben und sich mit sichtlicher Vorneigung für Alles interessiren, was nur irgend die Lorette, ihre schlüpferigen und narkotisch schwülen Verhältnisse und ihre geheimnißvoll reizenden Leiden und Freuden betrifft. Bei den Demi-Monde-Stücken der Theater ist es jedenfalls das Damen-Publikum gewesen, welches am zahlreichsten und eifrigsten herzugeströmt ist, und die dramatischen Katastrophen des Courtisanen-Lebens mit seiner innigsten Theilnahme, ja mit reichlich fließenden Thränen begleitet hat. Dem Männer-Publikum konnten diese dramatischen Darstellungen einer Sphäre, die ihnen so wohlbekannt ist, nicht gerade sehr viel Neues und Anziehendes, und eher manche beschämende und betroffen machende Reminiscenz bieten. Und man geht nicht in das Theater, um sich für sein eigenes Entrée

noch ſittlich beſſern zu laſſen, wenn dies wirklich die ernſte Abſicht dieſer Autoren geweſen ſein ſollte.

Die Courtiſanenſtücke ſind eigentlich nur auf die tugendhaften Frauen von Paris berechnet, die heut mit lüſternem Auge vor den Barrièren der Proſtitution ſtehn, und in dieſe ihnen ganz neue Welt mit wunderbaren Empfindungen hineinblicken. Dies iſt die Welt, in der ſie ihre Männer, ihre Brüder und Söhne mit einer ſo mächtig umſtrickenden Gewalt gefeſſelt ſehn, dies ſind die Frauen, die ihnen wohl noch Ekel und Abſcheu, aber noch mehr den Wunſch einflößen, alle ihre Geheimniſſe recht gründlich kennen zu lernen. Die Neugierde der anſtändigen Frauen iſt ſtärker geworden als jedes andere Gefühl, und die Mütter zeigen und erklären es ihren Töchtern, wie die Courtiſanen leben und glanzvoll eingerichtet ſind, welchen Luxus der Toiletten, der Möbel und der Equipagen ſie erſchwingen, und welche Schickſale, die denn doch am Ende rührend ſind für jedes weiche Herz, ſie ereilen. Dieſe Neugierde, die ſchon ein Krankheitsſymptom iſt, führt Mutter und Tochter zuſammen in die Wohnungen der Courtiſanen, deren koſtbare Einrichtungen zur Auction geſtellt ſind, und wo nun Alles, was es dort giebt, die Divans und die Teppiche, die Blumen, die Fächer, die Nipps und das romantiſch drappirte Himmelbett der Courtiſane,

betrachtet und ohne Schauder, vielleicht auch ſchon mit dem Schauder des geheimen Reizes, mit den Händen betaſtet werden.

Das große, eigenthümlich geſpannte Intereſſe, welches die Damen der anſtändigen Geſellſchaft bereits für das ganze Reich der Loretten haben, zeigt ſich auch in ihrer vertrauten Bekanntſchaft mit den Spitznamen, die gewiſſe Mode-Celebritäten der Proſtitution führen, und die ſonſt nicht leicht von den ſchönen Lippen einer ſittſamen Frau wiederholt wurden, jetzt aber mit dem Anſchein der größten Unbefangenheit in den Kreis der Converſation gezogen ſind. Das Herüber und Hinüber der Courtiſane und der anſtändigen Frau hat in Paris bereits auf das Lebhafteſte begonnen, ihre Begegnungen ſind öffentlich und geheim auf das Unverkennbarſte eingeleitet, und der Prachtluxus der weiblichen Toiletten hat ſein Siegel auf dieſen folgenreichen Bund gedrückt. Wie die homeriſchen Helden ihre Rüſtungen vertauſchten, um Angeſichts ihrer beiden Heere den Beweis brüderlich geſinnter Feindſchaft zu führen, ſo hat die Courtiſane der tugendhaften Frau den Schmuck der Achtung abgenommen und legt ihn als neues Geſchmeide um ihren eigenen Hals, während die tugendhafte Frau dafür den Allerweltsreiz der Courtiſane

eintauſcht und als flammendes Diadem an ihre Stirn ſteckt.

Weil aber die Lorette im heutigen Kaiſerreich Alles iſt und Alles Lorette wird, ſo hat auch die Damen-Toilette der Epoche nothwendig dieſen loretten-haften Charakter annehmen müſſen. Dieſe auf den äußerſten Effect gearbeitete und durchaus provocirende Toilette drückt es hinlänglich aus, daß die Frau der Familie mit der Courtiſane in Rivalität getreten iſt und mit derſelben um die Wette dieſe ganze Maſchinerie von Wirkungen an ihrer Perſon aufzieht. Die Crinoline erſcheint in Paris noch immer als die Menſur, auf welche Frau und Lorette mit einander hinausgetreten ſind, um ſich auf offenem Markt ihre Vortheile abzugewinnen. Dieſes Kleidungsſtück bildet daher noch immer eine öffentliche Frage in Paris, die auch nicht eher endgültig entſchieden werden wird, als bis die zur Löſung ſtehende Frage zwiſchen der tugendhaften Frau und der Lorette ihre letzte Entſcheidung gefunden hat.

Ehe man über dieſes Princip einig geworden, werden auch die Anſtrengungen, das anſpruchsvolle Uebermaaß der Frauen-Toilette wieder in ihre ſittlichen und finanziellen Grenzen zurückzuführen, nicht leicht einen Boden gewinnen können. Dieſe Anſtrengungen ſind neuerdings beſonders von einem Theil der frau-

zösischen Geistlichkeit gemacht worden, und namentlich ist es der General-Vicar von Tarbes, M. P. Laurence, der vor Kurzem ein Circularschreiben durch ganz Frankreich an die Frauen gerichtet hat, mit der Aufforderung, unter sich eine Association zu stiften, durch welche sie sich feierlichst verpflichten wollen, dem Luxus überhaupt und dem der Toiletten insbesondere zu entsagen. Die Mitglieder dieses neuen Toiletten-Mäßigkeitsvereins sollen sich unverbrüchlich jeder Mode enthalten, welche die Sittsamkeit verletzen oder mit dem frommen Sinn einer christlichen Frau sich nicht vereinigen könnte, worunter namentlich decolletirte Kleider, Hüte die den Kopf nicht vollständig bedecken, die Volants und die Crinolines verstanden werden.

Die Damen dieses Bundes sollen sich auf 8 bis 10 Kleider höchstens beschränken, sie sollen in einem schwarzen Kleid in der Messe und in der Kirche erscheinen, und auf dem Ball und in der Soirée nur eine einfache Toilette wählen, keine Sammetmäntel und reichen Seidenstoffe, keine kostbaren Spitzen. Auch sollen sie eine Medaille tragen, mit dem Bildniß der heiligen Elisabeth auf der einen Seite, und auf dem Revers die schönen Worte: „simplicité! modestie!“ Der gute General-Vicar von Tarbes will zugleich ein Journal herausgegeben sehn unter dem Titel: „Journal des Dames de l'association

de Sainte Elisabeth de Hongrie“, durch welches geiſtliche Mode-Journal die Einheit der Toilette für die aſſociirten Damen begründet werden ſoll. Denn in dieſem Journal ſoll, nach dem Proſpect, gelehrt werden, wie man ſich von den herrſchenden Moden weder zu ſehr entfernen noch ſich ihnen zu ſehr hinzugeben habe, und dies ſcheint ſo weit gehen zu ſollen, daß der Prieſter den Damen ſelbſt das Maaß zu ihrem Corſet nehmen oder beſtimmen, die Weite der Crinolines und die Zahl der Volants regeln und die Grade, wie weit die Hüte in den Nacken zurückfallen dürfen, vorſchreiben wird.

Wir müſſen dieſe Einmiſchung des geiſtlichen Armes in die Damen-Toilette dahingeſtellt ſein laſſen. In der franzöſiſchen Provinz wird dieſer Einfluß, wenn er aufkommt, jedenfalls eher zu einiger Geltung gelangen, als in Paris, wo Volant und Crinoline, und aller Luxus der Moden und der Stoffe, über jede ſittliche, ja was heut noch mehr ſagen will, über jede finanzielle Norm unaufhaltſam hinausdringen. Wenn die ganze Anarchie des franzöſiſchen Nationalcharakters im heutigen Empire in die Volants und Crinolines der Damen gefahren zu ſein ſcheint, ſo wird dagegen nicht aus irgend einem Princip eingeſchritten werden können, ſondern wie im franzöſiſchen Staatsleben ſich immer Monarchie und

Republik, Conſtitutionalismus und Kaiſerthum gegenſeitig niedergeſchlagen, in der Todesarmung ſich wieder begattet und von neuem hervorgebracht haben, ſo werden auch Crinoline und Volant nur durch andere noch ſchlimmere Formen und Falten geſtürzt und berichtigt werden können.

Das Schickſal der Crinoline ſchien bereits den ganzen Sommer 1857 hindurch nur noch an dem ſchwankenden Faden zu hängen, welchen die Kaiſerin Eugenie von dem Thron des Empire herab in ihren Händen hielt. Die Kaiſerin ſollte dieſer zunächſt von ihrer Perſon ausgegangenen Mode, wie man ſagte, eine beſtimmte Friſt geſteckt haben. Schon verbreitete ſich der Allarmruf, daß die Kaiſerin das vielbedeutſame Kleidungsſtück gänzlich aus ihrem Dienſt entlaſſen habe, und die ehrbaren Damen begannen ihn bereits abzuſchaffen, die Courtiſanen ſelbſt nahmen auf bedeutende Ermäßigungen des Umfangs Bedacht. Es kam aber bald darauf eine andere Parole, und die Crinoline-Angelegenheit gerieth in eine ſchwebende Lage, in welcher wenigſtens der status quo, wenn auch in gewiſſen Schranken, aufrecht erhalten wurde.

Die Crinoline, oder die Frau im Ballon, iſt einſtweilen noch als das Symbol der heutigen Geſellſchaft ſtehen geblieben. Dies Kleidungsſtück entſpricht

auch ganz und gar einer materiellen Zeit, in der Alles nur noch ſtoffartig und geſchäftsmäßig wirkt, oder nur als eine auf beſtimmte Zwecke berechnete Unternehmung ins Gewicht fällt, denn die Crinoline ſcheint entweder nur eine Verkaufsbude zu ſein, in welcher die darin ſitzende Frau den Trafic ihrer Reize beſorgt, oder es gleicht dieſer gewaltig aufgeſpannte Rock einer Kriegs- und Eroberungs-Maſchine, die ſich nach allen Seiten hin mit ihren Wirkungen richten will, und der die vier oder fünf Volants, mit denen ein modiſches Kleid obenauf verſehen iſt, als ebenſo viele gefährliche Wurfgeſchoſſe beigegeben zu ſein ſcheinen.

Dieſe Art der Ankleidung iſt eigentlich nur eine maskirte Entkleidung, denn die Crinoline iſt nur eine Reclame für den darunter ſteckenden Körper der Frau geworden, der zwar durch die Crinoline bedeckt und auch in jedem Umriß ſeiner Formen verhüllt ſcheint, aber nur, um es ſogleich zu einer brennenden Frage zu machen, ob etwas und wie viel dahinter ſteckt. Die langen, ſchlank heruntergehenden Röcke gemahnten einſt an die Ideale der Weiblichkeit, die ſich freilich, wie ſo viele andere Ideale, in der heutigen Periode des Materialismus und Realismus nicht mehr haben halten wollen. Die Crinoline-Geſtalten, die ſo ſehr charakteriſtiſch für die ganze Zeit an ihre

Stelle getreten, verkündigen es dagegen laut und schreiend genug, daß die Concentrationsstätte aller heutigen Interessen der Menschheit im Magen und Unterleibe liegt, denen darum auch eine so prunkvolle und kostspielige Ueberdachung gebaut wird.

Die Crinoline bezeichnet zugleich die Epoche der Maschinen, denn während die Französin sonst nur mit ihrem angebornen Talent der Koketterie zu arbeiten hatte, um mit allen Künsten der Grazie und des Gefallens jeden Sieg ihrer Person zu sichern, hat sie jetzt einen wesentlichen Theil dieser freien Kunst an eine Maschine abgetreten, welche sie für sich arbeiten läßt, und die mit ihren Reifen von Eisen und Stahl, und mit ihren dadurch hervorgebrachten Versenkungen, Untiefen und Schlitzen alle Effecte, die heut noch ziehen können, bestreiten muß. Die Französin besaß sonst von jeher die Productivität der Wirkungen, durch die sie aus ihrem Körper Alles zu machen wußte, was ihr nur irgend paßte, und wenn sie nur noch einen halben Kopf und einen halben Cul hatte, so verstand sie noch immer ein Ganzes daraus zu bereiten. Noch jetzt genügt es, eine Französin zu sein, um, selbst beim Mangel einer wirklichen Schönheit, Eindruck und Effect jeder Art hervorzubringen, aber im Ganzen hat die Französin durch die neueste Richtung ihrer Toilette sehr viel von den alten weltbe-

rühmten Vorzügen ihrer Perſönlichkeit eingebüßt. Jene Maſchinen-Arbeit und der Stoffluxus, die neuerdings in ihrer Koketterie überwiegend hervorgetreten, haben ihr ſchon viel von ihrer früheren Leichtigkeit und Anmuth geraubt. Es iſt begreiflich, daß ſo ſchwer belaſtete, eines ſo ſtarken Apparats bedürfende Damen an der leichten Beweglichkeit leiden und mit der Zeit einen andern Gang und andere Manieren annehmen müſſen. Dadurch entſteht aber eine ſpecifiſch veränderte Frauen-Perſönlichkeit, die auch den Zuſtand der ganzen Geſellſchaft bedingt.

Es mußte ſich nothwendig auch im Geiſt und Esprit der Geſellſchaft geltend machen, daß das Intereſſe der Frauen ſich heute vorzugsweiſe in ihre ſchweren und prunkvollen Stoffe verlegt hat. Dieſe Glanzgeſtalten von lauter Damaſt, Sammet, Seide, Mohr, Caſchemir, Gros de Naples, Mouſſeline, Barège und Jaconnet haben in der Regel nur noch gerade ſo viel Werth, als die bezahlte Rechnung für Alles das beträgt, was ſie auf ihrem Leibe haben. Die Möglichkeit war freilich nicht ganz abgeſchnitten, daß man, auch wenn der Körper ganz zu induſtriellem Stoff gemacht worden, nicht noch fortfahren könnte, geiſtreich und liebenswürdig zu ſein, aber die Vereinigung von Geiſt und Induſtrie, die an ſich ſchon bedeutende Schwierigkeiten hat, ſcheint auf dem Bo-

den der heutigen kaiſerlichen Geſellſchaft am allerwenigſten den Frauen zu glücken. Das häusliche und geſellſchaftliche Leben der Franzoſen ſcheint noch nie ſo wenig inneren Zuſammenhang und ſo wenig organiſche Stätigkeit gehabt zu haben, als unter dem neuen Kaiſerreich, zu deſſen Programm es nicht gehört, die Nation innerlich zu ſammeln und in ihrer ſocialen und geiſtigen Gemeinſchaft zu pflegen. Vielmehr liegt es in der ganzen Richtung dieſes Programms, die Nation in ihrer inneren Gemeinſchaft zu ſprengen und auseinanderzutreiben, ſie durch Aeußerlichkeiten und Glanzeffecte zu zerſtreuen und an ein bloßes Schaugepränge, das mit den kaiſerlichen Inſtitutionen und dem allgemeinen Stimmrecht anfängt und mit der Crinoline der Loretten und tugendhaften Frauen endigt, zu gewöhnen.

Bei der umherſchweifenden, beſtändig bivouakirenden und auf die Straße hinaus lebenden Natur des Franzoſen konnten Gemüthsverkehr und Familienleben nie eine eigenthümlich hervortretende Bedeutung bei ihm gewinnen. Aber die Familie war doch der ſociale Kern und Sammelpunkt aller Verhältniſſe geblieben, und bot noch unter dem Bourgois-Königthum Louis Philipps eine große Unverſehrtheit und Innerlichkeit dar, die den franzöſiſchen Volksgeiſt auch nach einer Seite hin, die an ihm ſehr lie-

benswürdig und ausgiebig hervortreten kann, nämlich nach der Seite des Sentiment und der patriarchalischen Sitte, sich entwickeln und conserviren ließ. Im heutigen Kaiserreich hat die Familie einen wesentlichen Stoß erlitten. Ihr innerster Verband scheint auseinandergeklafft zu sein, und sie ist jedenfalls in ihrer Bedeutung so zurückgetreten, daß sie weder als sittliches noch als sociales Institut mehr in Betracht kommt, und sie kaum noch zu bestehen scheint, indem über sie hinaus die ganze Fluth der heutigen gesellschaftlichen Intrigue und Leidenschaft, die ganze Freiheit der Corruption, auf welcher Seite allein noch Freiheit ist, sich ergossen hat.

Die innerlich organisirte und zusammengehaltene Gesellschaft, die ihren Ausdruck in der sittlichen und geistigen Gemeinschaft, in der Familie und im Salon findet, ist freilich für die oben stehende absolute Gewalt etwas Gefährliches, die es für ihre Zwecke vorziehen muß, die Gesellschaft auch von Oben und von Außen durch den starken Griff zusammenzuhalten, statt ihr nach Innen und nach Unten ihre selbstständige Bewegung zu lassen. Die Nährung des Luxus, der Zerstreuungssucht, der Gemüthlosigkeit ist daher eine Aufgabe geworden, die mit der neuen Herrschaft auf das Genaueste zusammenhängt, oder jedenfalls dem Charakter einer Zeit entspricht, in welcher überall

der Schein an die Stelle des Seins tritt, und in der die Gewalt nur als äußerlicher, wenn auch gold-verzierter Reifen um die in sich selbst auseinander berstende Gesellschaft geschlagen wird.

Die Frau ist in einer solchen Epoche bloßer Stoff geworden, der für die Zwecke der Corruption verbraucht wird, wie und wo es gerade gefällt. Darum sind auch die Zügel des Salons der Frau aus den Händen gefallen. Wohin die alte Gesellschaft seit der Thronbesteigung Napoleons III. sich so rasch verflüchtigt hat, ist fast ein wundersames Problem zu nennen. Aber die Thatsache einer vollständigen Zersprengung dieser einst so glänzenden und geistreichen Gesellschaftskreise steht darum nicht minder fest. Es ist möglich, daß sie unter veränderten Verhältnissen einmal wieder zum Vorschein kommen und ihren alten Platz einnehmen, aber einstweilen sind sie an den Stellen, wo sonst so viel Genuß und bedeutende Anregung von ihnen ausging, nicht mehr vorhanden. Es ist eine neue napoleonische Gesellschaft, welche das Gouvernement sich zu bilden bemüht, und die mit der Befestigung des Kaiserthums selbst auf einer immer breiteren Basis fortzuschreiten scheint. Zu einer neuen Gesellschaft gehören freilich neue Menschen, und das Kaiserthum hofft, sich dieselben aus seinen neuen Herrschafts-Materialien zurechtschneiden

zu können oder bereits zurechtgeschnitten zu haben. Aber diese neuen Menschen, die der Intrigue, dem Luxus, dem Schwindel, und der Genußsucht des Augenblicks ihre Entstehung und ihren Charakter verdanken, sind nicht etwa die Verjüngung der alten Gesellschaft, die mit der Republik von 1848 zerstob, sondern sie stellen nur die Carikatur und die Fäulniß des socialen Körpers überhaupt dar.

Die hohe Bedeutung der alten Pariser Salons wird aber durch diese neue Gesellschaft des Kaiserreichs nie erreicht und ersetzt werden können. Ein napoleonischer Salon liegt überhaupt nicht in der Eigenthümlichkeit dieses Regime's, und kann sich aus den Elementen, aus denen das Empire äußerlich und innerlich besteht, nicht bilden. Diese Elemente haben den Egoismus und Materialismus in der weitesten und raffinirtesten Ausdehnung zu ihrer Grundlage, und demgemäß scheint auch die neue Gesellschaft, die von vorn herein auf jeden höheren Salon-Charakter verzichtet hat, nur in der äußerlichsten und anspruchsvollsten Prunksucht, in der bloßen Schwelgerei und in der inhaltslosesten Eitelkeit, ihre Unterhaltung und ihren Zusammenhalt zu finden. Was soll man auch noch Anderes von einer Gesellschaft erwarten, deren Zwecke nur in der Geldmacherei um jeden Preis bestehn, und die je weniger sie Ideen erzeugt und ver-

breitet, sich um so glücklicher situirt und um so sicherer verbunden fühlt mit der Gewalt, durch welche sie von oben herab gegängelt wird?

Nachdem den Frauen die Herrschaft des Salon entrissen, ist ihnen nur noch die Putzsucht und die Rivalität mit der Lorette übrig geblieben. Der beispiellos sich aufbäumende und immer glänzendere Räder schlagende Toiletten-Luxus in der Damenwelt ist in Paris mit dem Eintreten der Courtisane in die Gesellschaft zusammengetroffen. In frühern Zeiten suchte die Gesetzgebung dem übermäßigen Kleider-Luxus zu steuern, und wirkte besonders in der Absicht, den Unterschied zwischen ehrbaren und unanständigen Frauen auch äußerlich aufrecht zu erhalten, durch ihre Verbote ein. Diese Gesetzgebung verordnete bald, daß die unehrbaren und unehrlichen Weiber keine Seide, Gold, Silber und andere mit Schmuck und Pracht ausgestattete Kleider tragen durften, bald verbot sie wieder in entgegengesetzter Richtung den unbescholtenen Frauen, goldenen Schmuck und mit Gold durchwirkte Kleider zu tragen, außer wenn sie das Gewerbe einer feilen Dirne treiben wollten. König Heinrich IV. von Frankreich verbot in einem Gesetz (vom Jahre 1604), Gold und Silber auf Kleidern zu tragen, und fügte diesem Verbot mit einer gewissen Naivetät hinzu: „Inzwischen nehmen wir hier-

von Freudenmädchen und Spitzbuben aus, die uns nicht so sehr interessiren, um ihnen die Ehre zu gönnen, uns um ihre Aufführung zu bekümmern.“*)

Die Gesetzgebung kann natürlich in Dingen, die heutzutage der unmittelbarste Ausdruck der persönlichen Freiheit geworden sind, und wie Essen und Trinken der Selbstbestimmung jedes Einzelnen angehören müssen, keinen Spielraum mehr finden. Eine Zeit, die ihre eigentliche Aufgabe in der Entwickelung der Industrie sucht, kann aber am allerwenigsten den Luxus der Bekleidung nach irgend einer Seite hin beschränken wollen. Das Individuum hat vielmehr nur noch so viel Interesse für sie, als dasselbe dazu dient, Stoffe zu verbrauchen und dadurch den Umsatz der Capitalien zu fördern. Die Frauen haben ihren schönen Leib dazu hergegeben, um der lockende Bazar für Industrie und Verkehr zu sein und die wichtigste

*) In der deutschen Reichspolizeiordnung von 1530 hieß es dagegen, daß „nachdem viel Aergerniß im heiligen Reich entstanden, daß die gemeinen und andern unehrlichen Weiber Seide, Gold, Silber und andere zierliche Kleider tragen, davon manch fromme Weib und Tochter verleitet wird, auch dadurch unter Erbarn und Unerbarn kein Unterschied zu erkennen, Gebieten wir ernstlich und wollen, daß die unehrliche Weiber kein hochzierliche Kleider oder Geschmuck, auch nichts verbrembtes oder gülden Schleyer, sondern eine jede derselben sich nach des Landes Gebrauch tragen soll: darauf die Oberkeit sondere Acht zu haben und dies nicht gedulden soll.“

Lagerſtätte der Conſumtion zu bilden. Ob das Rechnen-Exempel, welches dabei zum Grunde liegt, in nationalökonomiſcher Hinſicht ein vollſtändig richtiges ſei, unterliegt gewiß manchem Zweifel. Denn die Production, welche bloß auf die Conſumtion des Luxus und auf den Stoffverbrauch berechnet iſt, kann nicht auf lange hin das Gleichgewicht des geſellſchaftlichen Organismus aufrecht erhalten helfen. Es können dann Zeiten eintreten, wo das Geſellſchaftsſchiff plötzlich umſchlägt, und man nun plötzlich über die Schuld der Kriſis mit Allen zu rechnen und zu rechten anfängt.

So kam es bereits in Amerika bei der großen Geldkriſis von 1857 zu einem förmlichen Kampf für und wider die Frauen, indem die eingetretene Geldzerrüttung vieler Handelshäuſer dem Luxus und der Verſchwendung, welche die Amerikanerinnen nicht minder jetzt als die Pariſerinnen treiben, beigemeſſen wurde. Aber wenn dabei auch nur die Gelegenheit ergriffen worden, eine Erbitterung auszudrücken, welche aus den zaghaften und verſtohlenen Klagen der Ehemänner bis dahin nur noch höchſt vorſichtig hervorbrach, ſo konnte doch das ſociale Uebel des Kleider-Luxus nicht greller beleuchtet werden, als indem es mit jener beiſpielloſen Geldcalamität, die ſich von New-York aus über einen großen Theil von Europa verbreitete, in Verbindung geſetzt wurde. Die amerika-

niſche Preſſe ging jetzt mit der größten Rückſichtsloſigkeit, und hin und wieder auch mit dem tollſten Witz und Humor gegen den ſchmählichen Luxus vor, in welchen die Frauen Amerika's verſunken ſind, und enthüllte dabei den ganzen ungeheuerlichen Toiletten-Schwindel der neuen Welt, der, obwohl von Paris ausgegangen und durch die Verführung der franzöſiſchen Galanterie-Waaren entzündet, doch in Amerika die coloſſalen Dimenſionen dieſes Landes auf eine unerhörte Weiſe angenommen hatte. Der New-York-Herald gab zwar zu, daß die Crinoline der Frau A. keinen Theil an der Entwerthung der Erie-Bahn habe, und daß auch die reichen Volants der Frau B. mit dem Falliſſement der Banken unmittelbar nichts zu ſchaffen hatten, aber darum ſei es doch eine traurige Wahrheit, daß die Frauen Amerika's einen ganz verabſcheuungswürdigen und ſchimpflichen Luxus treiben, und in einem Jahre für 43 Millionen 624,558 Dollars Luxus-Waaren conſumirt hätten, ſomit ebenſo viel, als der geſammte Minus-Ertrag Californiens in demſelben Jahre ausgemacht habe. Eingeſchmuggelt wurde jährlich, gering gerechnet, für eine Million Dollars, und daß eine Dame mit 20 vollgepackten Koffern aus Paris zurückkäme, ereigne ſich häufig genug. Das Maaßhalten ſei nicht Regel, ſondern Ausnahme, und ein Amerikaner, welcher nach dem Con-

tinent komme, ſei jedesmal erſtaunt über die einfachen Toiletten der Adelsfrauen in London, Paris und Deutſchland. In Broad-Street (der größten Verkehrsſtraße von New-York) ſehe man die Damen nach dem Muſter von Loretten, nicht nach der Weiſe anſtändiger Frauen des Continents gekleidet umherſpazieren, und als Loretten würden ſie auch ohne Zweifel angeſehn werden, wollten ſie ſich in ihren gewöhnlichen Trachten auf den Straßen von Paris und London zeigen.

Denen entgegen, welche Amerika noch immer für das Land der Zukunft halten, haben dieſe Thatſachen ein ziemlich ſchlagendes Gewicht. Ein Land, in dem nur die Peſtbeulen der alten Welt in noch ſchlimmeren Geſchwüren aufbrechen, kann unmöglich dazu beſtimmt ſein, die Zukunft der Menſchheit in ſeinem Schooße zu tragen, es müßte denn ſein, daß der Schlamm der alten Verhältniſſe immer nur der Dünger für die neuen und beſſeren ſein könnte. Der Luxus, die Arbeiter-Nöthe, das Lorettenthum der Frauen, mit allen daran hängenden ſocialen Uebeln und Krankheiten, ſind aber ſo tief in die heutige amerikaniſche Geſellſchaft eingedrungen, daß die urſprüngliche Volkskraft, aus der etwas Neues geſchaffen werden ſoll, dadurch leicht für immer zerfreſſen werden könnte.

Wenn aber die Luxus-Ausgaben, welche durch die

heutige gesellschaftliche Corruption der Frau entstehen, leicht das Haus zerrütten und das Vermögen wie die Ehre des Mannes untergraben können, so läuft das weibliche Geschlecht in dieser Krisis, in der es sich jetzt ohne Zweifel befindet, eine noch weit größere Gefahr. Es handelt sich um die Achtung, in welcher die Frau bisher vorzugsweise bei allen neueren Völkern gestanden, und die zugleich ein eigenthümlicher Blüthenpunct in der modernen Civilisation war. Wenn diese Achtung einer Wegwerfung und Erbitterung Platz machen könnte, so würde dies jedenfalls eines der schlimmsten Krankheitssymptome der heutigen Gesellschaft sein. Bedenkliche Anzeichen dieser Art liegen allerdings schon vor. Die öffentlichen Debatten, die in den amerikanischen Blättern bei jeder Gelegenheit über die Frauen gepflogen wurden, ließen bereits jede Rücksicht auf das weibliche Geschlecht auf die schonungsloseste und derbeste Weise zurücktreten. In Frankreich wird zwar die Galanterie gegen die Damen nicht so leicht verletzt werden, da dieselbe bei den Franzosen auf jeder Stufe ihre Berechtigung behauptet, und die Auflösung der Frau im Lorettenthum nicht gerade viele principielle Gegner in Frankreich findet, wenigstens nicht in den Kreisen, in denen es sich um die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts handelt.

Das Lorettenthum ist die Frau auf Actien, und es schreitet auch eben um deswillen so allgemein und anerkannt in Frankreich vor, weil der Toiletten-Luxus der Frau nicht mehr auf Kosten des einzelnen Mannes unterhalten werden kann. Dagegen ist die Abneigung merkwürdig, mit welcher neuerdings die Richter bei allen Prozessen, in denen Frauen als Angeklagte vor den Schranken erscheinen, gegen dieselben zu verfahren pflegen. Vor den Tribunalen Frankreichs wird jetzt, wie fast täglich die auffallendsten Beispiele beweisen, eine Anklage um so eher zu einem Schuldig und zu einer strengen Strafe führen, wenn eine Frau davon betroffen werden soll, denn die Richter scheinen jetzt instinctmäßig in der sittlichen und socialen Verwilderung der Frau das geeignetste Organ aller Verbrechen zu sehn. Der übertriebene Luxus, welchen die Frauen an ihrem Leibe entfalten, hat sie nicht nur in geschlechtlicher Hinsicht verdächtig gemacht, und man fängt in Frankreich an, der criminalistischen Organisation des weiblichen Geschlechts seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

II.

Der Kaiser und die neue Gesellschaft.

Seitdem die Salon-Herrschaft der Frauen unter dem heutigen Kaiserreich zusammengefallen, ist eine andere Form der Geselligkeit, nämlich der Club, wieder mit ungemein starker Anziehung für die Männer aufgekommen. Die Crinoline und der Club, die beide ursprünglich englische Erfindungen sind, haben eine eigenthümliche Position in der französischen Gesellschaft gewonnen. Wenn die Crinoline der Vorposten der Prostitution geworden ist, so ist der Club das Bivouak der Männer, die sich aus dem Hause und aus der Familie gerettet haben, und die sich dort bei einer Cigarre mit ihren Gleichgesinnten über den besten Plan verständigen, der Familie ein Paroli zu biegen und den glänzendsten Streifzug ins Courtisanenreich vom Club aus zu verabreden.

Es giebt in Paris jetzt ebenso gut einen Jockey-

Club wie in London, und wie ein Franzoſe früher Werth darauf legte, in die Deputirten-Kammer gewählt zu werden, ſo findet er es jetzt ſchmeichelhaft, mit vielen Stimmen ſich zum Mitglied des Jockey-Clubs erwählt zu ſehen. Der Jockey-Club und der legislative Körper wetteifern miteinander darin das Bedürfniß der Wahl-Ehren, an welche ſich die Franzoſen in der conſtitutionellen Epoche bedeutend gewöhnt, auch im Kaiſerreich in ihnen aufrecht zu erhalten. Die aus England herübergekommenen Clubs gaben im Jahre 1789 ein weſentliches Untergeſtell der Revolution ab, was heutzutage, wo im zweiten Empire das Clubweſen wieder ſo lebhaft aufzukommen ſcheint, ſchwerlich zu befürchten iſt. Die Leute, welche ſich heute zu einem Club vergeſellſchaften, ſind mit den beſtehenden Zuſtänden des Kaiſerthums ſehr zufrieden, denn ihre nichtsnutzige, nur der Debauche und der Ausbeutung des Augenblicks gewidmeet, Lebensweiſe würde unter keinem andern Regime, das die wahre Thatkraft des Mannes und ſeine Ehre ſtärker herausfordert, ſich ſo üppig und ſicher entfalten können. Der Club hat im heutigen Paris nicht nur die Ehen und Haushaltungen zerſtören helfen, indem er einen feſten Mittelpunct der Debauche abgiebt, von dem aus fortwährend gegen die Ordnung in Haus und Familie zurückgewirkt und

operirt wird, ſondern er ſetzt auch die Freiheit des egoiſtiſchen Lebensgenuſſes an die Stelle jeder anderen Freiheit, und macht das souper de garçons, bei dem nur von Pferde-Rennen und galanten Frauenzimmern die Rede iſt, zum höchſten Staats- und Geſellſchafts-Ideal, zu deſſen Verwirklichung man eben nichts weiter zu thun und zu verſtehen braucht, als infam zu leben.

Der Club hat zugleich zur Entwöhnung von dem Umgang mit feinen und anſtändigen Frauen beigetragen, oder er hat entſchädigen helfen, wo die Damen des Hauſes, in Toiletten-Luxus und Geiſtes-Leerheit verſunken, keinen Anhalt mehr zu einem innigen und dauerhaft feſſelnden Verkehr darzubieten wiſſen. Neben dem Club giebt es jetzt auch noch andere geſellſchaftliche Vereinigungspuncte, die den Lebemännern von Paris eine weit größere Anziehung gewähren, als die ſalonmäßige Geſelligkeit der früheren Zeit es noch vermag. Dahin gehören zum Beiſpiel die Soirées bei dem berühmten Tanzkünſtler Cellarius, die ein höheres Mabille und Valentino ſind und zu denen es einer Art von perſönlicher Einführung bedarf, obwohl die Einladungskarten nur mit einem höheren Betrag bezahlt werden, als es in den genannten Localen der Fall iſt. Dafür findet man aber hier einen excluſiven Kreis der männlichen

jeunesse dorée, und der weiblichen Celebritäten der Theater, nebſt der feineren Blüthe der demi-monde, welche dieſe Soiréen ſeit einiger Zeit zu ihrem Lieblings-Rendezvous auserſehen haben. Auf derſelben Stufe ſtehen die Soiréen bei Laborde, in denen die Aufführung ſpaniſcher Tänze an der Tagesordnung iſt und wo man den Fandango in ſeinen gefährlichſten Sprüngen und Wendungen von einer jungen pikanten Schauſpielerin oder einer glänzenden Courtiſane tanzen ſehen kann. Dieſe eigenthümlichen Zirkel bewahren ſich ihren durchaus ariſtokratiſchen Anſtrich, wenn auch die Adelstitel, welche die anweſenden jungen Herren tragen, oft nicht ächter ſind als die rothen Wangen und weißen Schultern der Damen des Theaters und der Demi-Monde, und als die ſchönen romantiſchen Namen, mit welchen dieſe Damen die niedrigen Verhältniſſe ihrer Geburt zugedeckt haben. Die ariſtokratiſch parfümirte Sphäre hindert aber hier keineswegs, daß die Beſtialität ſich in ihrer ganzen Ueberſchwänglichkeit offenbare, und es iſt gerade in der letzten Zeit vorgekommen, daß bei Cellarius Mord und Todſchlag entſteht, während man eben noch die üppigſte Luſt in vollen Zügen ausathmet. Neulich wurde ein neapolitaniſcher Edelmann, der Duc de Cataneo, von einem franzöſiſchen Garde-Offizier im Duell erſtochen, welches ſeinen Urſprung

aus einem Wortwechsel herleitete, der bei Cellarius über die Anrechte, ausschließlich über den Tanz und die Gesellschaft einer Schauspielerin zu verfügen, entstanden war. Wenn dies auch zunächst unter den Gesichtspunkt eines Ehrenhandels fällt, der in der gesellschaftlichen Welt immer seine Berechtigungen behaupten wird, so deutet sich doch auch darin bereits wieder der Geist der Anarchie an, welcher die aristokratische Gesellschaft von Frankreich in den letzten Regierungsjahren Louis Philipps trieb, und dem Ausbruch der Februar-Revolution von 1848 mit eigenthümlichen criminalistischen Anzeichen gerade in diesen exclusiven Lebenskreisen vorherging. Die Schauder- und Mord-Scenen, welche damals in der französischen Aristokratie spielten und deren Gipfelpunkt die Ermordung der Herzogin von Praslin durch ihren zu den Blumen des französischen Adels gerechneten Gatten war, zeigten damals schon auf eine sittliche Auflösung dieser Aristokratie hin. Die Lebemänner des neuen Kaiserreichs sind aus diesem Sumpf der französischen Aristokratie als die richtigen Larven ausgekrochen, und werden gewiß noch alles Mögliche thun, um der Epoche, in der sie jetzt gedeihen, Ehre zu machen. —

Einige Salons, welche noch in den Faubourgs St. Germain und St. Honoré in der alten Weise

exiſtiren, und noch Lebenskraft genug in ſich haben könnten, um im höheren Stil tonangebend für Geiſt und Form der Geſellſchaft zu werden, ſcheinen ſich theils durch den Alles tyranniſirenden Luxus, theils durch die nivellirenden induſtriellen Elemente, die unter dem Kaiſerthum in die Geſellſchaft eingedrungen ſind, in ihrem Weiterbeſtehen ſehr behindert zu fühlen. Es iſt Thatſache, daß dieſe Salons faſt mit jeder neuen Saiſon ſpäter eröffnet werden, indem die betreffenden Familien entweder ſo lange als möglich zögern vom Lande nach Paris zurückzukehren, oder die Antritts-Viſiten der Saiſon und damit ihre geſellſchaftlichen Verpflichtungen mehr und mehr bis in die Mitte des Winters hinein verſchieben. Dadurch verkürzt ſich die Geſellſchaftszeit auf ein Minimum, und es ſteht zu erwarten, daß dieſe alten Salons, die den klaſſiſchen Ton der franzöſiſchen Geſellſchaft noch ſo lange feſtzuhalten wußten, bald gänzlich ihre Thüren ſchließen werden. Ein Hauptgrund davon dürfte allerdings in den übermäßig gewordenen Anforderungen liegen, welche der Luxus auch an die Geſellſchaft zu machen angefangen. Der Salon ſtirbt am Luxus, denn Das, was der Salon früher in Frankreich war und bedeutete, dieſe feinſte Blüthe des franzöſiſchen Nationalcharakters, kann ſich mit dem materiellen Prunk, den die heutige Geſellſchaftlichkeit

erfordert, nicht vereinigen. Die elaſtiſchen Spring-federn einer Converſation, welche auf die öffentlichen Ereigniſſe zurückwirkte und für alle Intereſſen eine Art von Areopag wurde, müſſen erlahmt und gebro-chen herunterhängen, wo auf der einen Seite ein polizeilicher Zwang hinſichtlich der Gegenſtände ſelbſt eingetreten iſt, auf der andern Seite aber die Damen-Toiletten, die Pracht-Möbel, die Zimmer-Verzierun-gen und der Bewirthungs-Luxus die Scene gänzlich umgewandelt und für Alles, was noch an Ideen ſtreift, keinen Raum und keine Stimmung mehr übrig gelaſſen haben.

Das Empire français iſt mit der Austreibung der Ideen aus dem Salon, aus der Literatur und aus dem Leben vorangegangen, und hat darin den Ton der neuen Zeit mit einem merkwürdigen Aplomb angeſchlagen. Das Empire, das nur die „napoleoniſche Idee" kennt, kann die Ideen nicht brauchen, und läßt darum auch die Converſation der Salons, den Areo-pag des Geiſtes und der Gedanken, mit Vergnügen hinſiechen. Das Empire français ſteht einmal in einem umgekehrten Verhältniß zu dem Eſprit fran-çais, und den franzöſiſchen Geiſt wieder verbeſſern, heißt das Kaiſerthum ſelbſt verbeſſern, weshalb es als eine wahre Tollkühnheit erſcheinen muß, daß man in Paris neulich, um einem tiefgefühlten Bedürfniß

abzuhelfen, auf den Gedanken gekommen iſt, eine Geſellſchaft pour l'amélioration de l'esprit français zu begründen.

Auf dieſen in der That halsbrechenden Gedanken war Herr von Villemeſſant, der Redakteur des Pariſer Figaro, des bekannten, ſeit einiger Zeit bedeutend ertragreichen Feuilletonblattes, gekommen. Die Sache ſollte durch den zeitgemäßeſten Hebel des Menſchengeiſtes, nämlich durch Diners, bewerkſtelligt werden, auf denen ſich allmählig eine Geſellſchaft bilden ſollte, welche ſowohl durch ihr geiſterweckendes Zuſammenſein als durch ihre ausdrücklich auf Geiſtmachen gerichteten Beſtrebungen ihre Aufgabe zu erfüllen haben würde. Das Unternehmen glich faſt allzuſehr einer Schnurre des Figaro, hatte doch aber auch ſeinen ſehr ernſten Hintergrund, denn es war gerade ein Moment, in dem alle Welt ſich geſtand, daß der franzöſiſche Geiſt flügel- und lendenlahm dem Tag ſeiner letzten Auflöſung entgegengehe, und daß der Genius Frankreichs, ſich ſelbſt auswendig wiſſend, und zu neuen Komödien und Thaten ſich behindert fühlend, im Begriff ſei, vor innerſter Müdigkeit und Langerweile an einem Gähnkrampf zu ſterben.

Herr von Villemeſſant, ein durchaus liebenswürdiger und geiſtreicher Mann, der ſich ſtark genug fühlte, um den franzöſiſchen Geiſt noch retten zu

können, war für ſeine Idee ſo begeiſtert, daß er das Gründungs-Diner, welches bei Vefour zu 50 Francs per Couvert angeſetzt war, aus ſeiner eigenen Taſche zu beſtreiten beſchloß und zu demſelben auf ſeine Koſten ſeine literariſchen Collegen und mehrere für die Verbeſſerung des Geiſtes und Witzes gern in die Schranken tretende Perſonen einlud. Ein Börſen-Agent, der ein gutes Herz hatte und darum ebenfalls dem Geiſt auf die Strümpfe helfen zu müſſen glaubte, machte der neuen Geſellſchaft einen Tafel-Aufſatz im Werthe von 10,000 Francs zum Geſchenk, der bei dem Eröffnungs-Diner auf dem Tiſche prangte. Aber man behauptet, daß die Geſellſchaft es ſich zwar ſehr gut, vielleicht zu gut, habe ſchmecken laſſen, daß man jedoch der eigentlichen Aufgabe auf dieſem erſten Diner noch nicht näher getreten ſei, indem man es zuerſt von einem Gericht auf das andere vertagte, den Geiſt zu verbeſſern, bis man ſich plötzlich beim Deſſert angelangt ſah und nun ſchon in einige Verlegenheit gerieth, wie das Ding anzufangen ſei. Selbſt im Wirbel der Champagner-Wellen waren kaum ſo viele und ſo gute Bonmots abgefallen, daß Herr von Villemeſſant darauf rechnen konnte, ein Feuilleton für den Figaro daraus zuſammenzubringen und ſomit einen Theil ſeiner aufgewandten Koſten wiederzugewinnen. Doch wurde zum Schluß das Programm

angenommen, ſich monatlich einige Male bei Vefour zu einem ausgemachten Diner d'Esprit zuſammenzufinden, und zwar an zwei Tafeln, die zur Gliederung der Vorzüge, und zur Anfeuerung der Leiſtungen in Geiſt und Witz, nebeneinander geſtellt werden ſollten. Die eine Tafel ſollte die Tafelrunde der großen Geiſter darſtellen, an welcher Diejenigen ihren Platz hatten, die ſchon etwas Glänzendes zum Beſten gegeben und den Geiſt kreiſend und in blitzenden Schwingungen aus den Paſteten Vefours hervorſteigen zu laſſen gewußt. Die zweite Tafel ſollte der Trompetertiſch der verunglückten Geiſter werden, zu dem die Ixions des Esprit français, die vergeblich den Geiſt zu umarmen geſucht und mit einem ſchlechten Bonmot durchgefallen waren, oder auch die gänzlich Schweigſamen und Witzfaulen, zu verdammen waren.

Das zweite Diner zur Verbeſſerung des franzöſiſchen Geiſtes fand noch Statt, und war von achtzig theilnehmenden Perſonen beſucht, die aber einen bedeutenden Schreck davontrugen. Denn Herr von Villemeſſant hatte von vornherein den Fehler begangen, zu ſeinem Unternehmen faſt nur die älteren franzöſiſchen Literaten einzuladen, und die heutige junge Literatenwelt davon auszuſchließen. Man fand die Anmaßung, ſich als eine Eßgeſellſchaft zur Ver-

beſſerung des franzöſiſchen Geiſtes zu conſtituiren, ſo impertinent, daß man dieſer Geſellſchaft im Hofe des Palais Royal ein Charivari zu bringen beſchloß, wozu ſich alle Gelbſchnäbel der neuen kaiſerlichen Feuilletonpreſſe, aus der nächſtens eine napoleoniſche Literatur-Aera herausdeſtillirt werden ſoll, mit verſchiedenen Lärm-Inſtrumenten einfanden. Es verſteht ſich, daß beim erſten Losbrechen des Schimpf-Concerts vor den Fenſtern die ganze Geſellſchaft des Diner d'Esprit aufgeſcheucht wurde, und der Schrecken ſoll bei Einigen, die gerade die Wehen eines neuen Geiſtes ſchon recht deutlich in ſich verſpürten, ſo groß geweſen ſein, daß ſie befürchten mußten, nun mit einer Mißgeburt von Esprit in die Wochen zu kommen. Unter dieſen Umſtänden war es gewiß wohlgethan, den Fortgang der Diners d'Esprit einſtweilen zu vertagen, und die Beſſerungs-Anſtalten für den Geiſt, welche das heutige Regime lieber in dem Lande, wo der Pfeffer wächſt, als in den Salons, anlegen läßt, auf ſich beruhen zu laſſen.

Der gänzliche Verfall der Pariſer Salons iſt aber eine Thatſache, die ſich Niemand mehr verhehlt, und die einige an den franzöſiſchen Geiſt glaubende Seelen wahrſcheinlich noch zu manchen andern Experimenten verführen wird. Man iſt aber dabei auch auf den Gedanken gekommen, daß das Salonleben

in Paris vielleicht am beſten durch die Polinnen wiederhergeſtellt werden könne. Einige polniſche Damen von Schönheit und Geiſt, die ſeit einiger Zeit ihre Heimath an der Seine aufgeſchlagen haben, werden ſeit Kurzem ſelbſt in den öffentlichen Blättern in dieſer Beziehung genannt und man legt ihnen die wunderthätige Kraft bei, den franzöſiſchen Zirkel von Neuem organiſiren zu können. Der feurigen Grazie und Liebenswürdigkeit der Polinnen, ihrem ſprühenden und elektriſchen Geiſt, der flatternd und anregend zugleich herrſcht und gebietet, kann gewiß Mancherlei gelingen, aber der franzöſiſche Salon würde ſich doch unter dieſen ſchönen Händen weſentlich verändern. Selbſt Frau von Wonſowicz, von der neulich im Figaro geſagt worden, daß ſie den ſeit dem Tode der Madame Récamier vacant gewordenen Lehrſtuhl der franzöſiſchen Geſellſchaft eingenommen und wieder zur Geltung bringe, möchte doch gerade durch dieſen Vergleich, der mit ihr angeſtellt worden, unbeſchadet aller ihrer ausgezeichneten Talente und Verdienſte, einige Zweifel an dieſer ihr zuertheilten Rolle erweckt ſehen. Der Salon der Madame Récamier war die feinſte Blüthe jenes franzöſiſchen Geſellſchaftsgeiſtes, der in der Salonform oft den tiefſten Inhalt des Nationallebens auf die wirkſamſte Weiſe flüſſig zu machen und zu ver-

breiten wußte. Aber die Herrſcherin dieſes weltberühmten Salons war eine milde und beſchauliche Natur, die mit einem unnachahmlichen Zauber, der gerade in ihrer feinbegrenzten und ſtillbewegten Perſönlichkeit lag, eine Sphäre zu bauen wußte, in welcher die beſten Geiſter ſich gefeſſelt fühlten. Dieſe ſchöpferiſche Milde und Klarheit gehört nicht ſo leicht dem polniſchen Naturell an, aber ſie ſcheint nothwendig, um an der Spitze eines Salons im Sinne der Madame Récamier zu ſtehn. Figaro hat ſich aber einmal vorgenommen, da es mit den Diners d'Esprit nicht gehen will, mit den ſchönen Polinnen zu operiren, denn von ihm, dem Figaro, dem Meiſter aller Barbiere, ſcheinen einmal heut alle Verſuche zur Wiederherſtellung des franzöſiſchen Geiſtes ausgehn zu ſollen. Kürzlich ſagte er darüber mit einer Ueberſchwänglichkeit, die das ganze beſorgte Herz des armen Burſchen für den franzöſiſchen Geiſt verrieth, ſogar Folgendes: „Wie uns in Zeiten des Mangels Getraide aus Rußland und Amerika zukam, ſo hat die zu uns verpflanzte Blume der polniſchen Geſellſchaft ſich uns zugeneigt, um der unſrigen Glanz und Duft zu verleihen in einem Augenblick, wo die Facket des franzöſiſchen Geiſtes erbleichte (quand pâlissait le flambeau de l'esprit français) und ſein ſchöner

Hauch, der einſt das ganze civiliſirte Europa bewegte, zu verfliegen begann."

Wir haben früher in Paris nie etwas davon gehört, daß die ſchönen Polinnen, denen man ſonſt nur die tragiſche Rolle überwieſen, als Retterinnen ihres eigenen Vaterlandes zu fungiren, als Retterinnen der Salons im franzöſiſchen Kaiſerreich angerufen werden. Es ſcheint aber, daß der franzöſiſche Salon jetzt ebenſo wenig durch die Polinnen zu retten iſt, als Polen jemals auf die Hülfe Frankreichs rechnen konnte. Indeß wächſt die polniſche Colonie in Paris allerdings auf eine bedeutende Weiſe, und organiſirt ſich geſellſchaftlich ebenſo glänzend und einflußreich, als ſie einen hülfreichen Verband für die nothleidenden Polen gewährt, wovon der Bazar, der alljährlich im Salon der Fürſtin Czartoryska aufgeſchlagen wird, und auf dem die vornehmſten Damen der polniſchen Geſellſchaft als Verkäuferinnen erſcheinen, ſtets das bewundernswürdigſte Zeugniß abgiebt.

Eine andere pikante Ausſicht für die franzöſiſche Geſellſchaft zeigte ſich bei der Wiedereröffnung der Saiſon zu Ende des Jahres 1857 durch die erneuerte Niederlaſſung des Maeſtro Roſſini in Paris, der auf dem Boulevard des Italiens eine große Wohnung gemiethet und ſich darin mit der prächtigſten und koſtbarſten Einrichtung umgeben hat. In mehr als

hundert Kiſten trafen alle ſeine Kunſtſchätze aus Italien auf dem Boulevard ein, und dies wird ſchon dem Salon, welchen der Meiſter der Cadenzen und Triller für den Winter zu machen beabſichtigt, einen ganz neuen Reiz verleihen. Paris wird alſo um einen artiſtiſchen Salon reicher, obwohl nicht zu leugnen, daß dieſer Begriff jetzt altmodiſch iſt und in der neuen Welt des Empire auf keinen beſondern Glanz mehr rechnen kann. Es müßte ſich denn Roſſini's Freund, der Horniſt Vivier, der jetzt in wildromantiſcher Zurückgezogenheit mit zwei Schlangen in Batignolles lebt, entſchließen, dieſe ſeine beiden grotesken Lebensgefährten mit in den Salon zu bringen und dort (natürlich unter den gehörigen Sicherheitsmaaßregeln) als züngelnde und ſchwänzelnde Virtuoſen zur Begleitung eines muſikaliſchen Capriccio loszulaſſen. Die blaſirten Nerven der heutigen kaiſerlichen Geſellſchaft können nicht mehr durch Kunſt, ſondern nur noch durch grauſiges Spectakel gereizt werden, und es ſcheint, daß Vivier, von deſſen Umgang mit ſeinen beiden Schlangen in Paris ſo viele Geſchichten umherlaufen, dieſe Reptilen in der That zu einer neuen Ausſtaffirung des Virtuoſen-Handwerks ſich zugelegt hat. Roſſini hat in der letzten Zeit einige allerliebſte Kleinigkeiten für Vivier's Horn componirt, und man erzählte in der That bereits, daß ſich auch ein Schlau-

gen-Trio darunter befinden ſoll, das für Vivier und ſeine beiden buntgehäuteten Lieblinge zur Ausführung beſtimmt wäre und dem Salon des Meiſters gewiß die größte geſellſchaftliche Anziehungskraft verleihen würde. —

So überraſchte auch jetzt Graf Morny bei der Wiedereröffnung ſeiner Salons ſeine Gäſte durch einen großen ruſſiſchen Bären, der in der Antichambre ſtand und durch ſeinen wilden und drohenden Anblick die Herren und Damen zuerſt auf das Entſetzlichſte erſchreckte, nachher aber die größte Heiterkeit erregte, als man entdeckte, daß der Bär ausgeſtopft war, und von dem ſinnigen Grafen zum Aufhängen der Hüte in ſeinem Vorzimmer beſtimmt ſei. Nachher erfuhr man, daß Graf Morny während ſeines letzten berühmten Aufenthalts in Rußland dieſen Bären eigenhändig gejagt und erlegt, und ihn nun von dort zu dieſer Salon-Beſtimmung mit nach Paris gebracht habe. Es war dies ein ſehr glückliches Debut für die Wiedereröffnung eines Salons, denn man wußte jetzt ſogleich, wovon man zu ſprechen hatte, was in der Geſellſchaft des Empire, wo der Unterhaltungsſtoff nur in den unzuläſſigen und in den nicht der Mühe werthen ſich eintheilt, ſonſt nicht gar ſo leicht ausfindig zu machen iſt. Ein wildes Thier iſt noch etwas Neues und Pikantes für die heutige

Société, und nachdem die Camelien-Damen und Marmor-Mädchen aus der Wildniß ihres Lebens in die gute Geſellſchaft vorgedrungen, und dort ſchon gar kein beſonderes Erſtaunen mehr erregen, wird die Reihe auch an die Schlangen, Bären und andere Unthiere, ſeien ſie auch vor der Hand nur ausgeſtopfte, kommen müſſen.

Der Bär, welchen der ehemalige Geſandte aus Rußland mitgebracht, erinnerte die Beſucher ſeines Salons auch an andere Schätze, welche derſelbe in Petersburg erworben haben ſollte, und unter denen das Gerücht beſonders eine große Anzahl der bedeutendſten Gemälde alter Meiſter bezeichnet hatte. Dagegen hingen die früheren wohlbekannten Bilder des Grafen, ſeine Rembrandts, van der Werfs, Wouwermans u. ſ. w. an den Wänden umher, und ſollten augenſcheinlich das etwas ſcandalös gefärbte Gerede widerlegen, als ob der Graf mit dieſen Meiſterwerken einen vortheilhaften Handel in Petersburg betrieben habe. Dieſe Bilder glänzten alſo jetzt im Salon des Grafen Morny nicht durch ihre Abweſenheit, ſondern ſie bewieſen durch ihre Gegenwart, daß ſie, die mit dem Grafen nach Rußland wanderten, auch mit ihm wieder von dort zurückgekommen waren.

Unter den Schätzen Rußlands, welche der Sohn Hortenſens und des Grafen Flahault heimgeführt,

bemerkte man aber mit allgemeiner Bewunderung die junge ruſſiſche Gemahlin des Grafen, welche zum erſten Mal ſeit ihrer Ankunft in Paris die Honneurs machte, und auf eine beſonders liebenswürdige Weiſe mit der Grazie und Gewandtheit, die man überhaupt gern in Paris der ruſſiſchen Nationalität zugeſteht, dabei verfuhr. Graf Morny ſelbſt hatte ſich einen ſehr langen ruſſiſchen Schnurrbart wachſen laſſen, mit dem er ſchon als Präſident des geſetzgebenden Körpers bei deſſen Wiedereröffnung ungemeine Senſation erregte, und der jetzt, als Salonfahne wehend, der ganzen zahlreichen und bedeutenden Geſellſchaft als Symbol des neuen Weltalters der Politik, nämlich der ruſſiſch-franzöſiſchen Freundſchaft und Allianz, entgegenzuflattern ſchien. Die Geſandtſchaftsreiſe des Grafen Morny nach Petersburg, von der er als glücklicher Beſitzer einer reichen und liebenswürdigen Frau zurückkehrte, war bekanntlich zugleich eine Entdeckungsreiſe nach der ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz geweſen, und man wird nie ganz genau erfahren, wie viel er davon ſchon in ſeinem Reiſewagen, auf deſſen Schlag er ſich mit einiger Uſurpation die Hortenſie als Wappen hatte malen laſſen, zurückbrachte. Aber ſeine Abſicht, in jeder Weiſe Franzöſiſches in Petersburg zu entdecken, führte zugleich zu einem ſehr glücklichen Fund in der Bibliothek der Ermitage, wo die von

Morny mitgenommenen Gelehrten, namentlich der Bibliothekar des Corps législatif, Herr Miller, dreißig Bände Diderot'sche Handschriften auffanden, darunter sehr viel Neues und Bedeutsames, unter Anderem auch ein Drama des Revolutions-Philosophen: „Terentia, die Tochter Cicero's," welches Diderot während seines Aufenthalts am Hofe der Kaiserin Katharina geschrieben zu haben scheint. Damit hat denn auch der „Graf", welcher in der napoleonischen Gesellschaft par excellence so genannt wird, sich nicht wenig zu Gute gethan, denn er will nicht nur als Oberbefehlshaber jener vielgetreuen und gewaltigen Leibgarde des neuen Kaiserthums, die unter dem Namen „corps législatif" organisirt worden, seine Geltung haben, sondern er möchte auch ein Graf sein, dem die Wissenschaften und Künste einige Protektion verdanken, was gar nicht hindert, daß damit auch zur rechten Zeit ein industrielles Geschäftchen sich verbinde. In der gelangweilten Pariser Gesellschaft hofft man aber auch, daß die nordische Schönheit und Grazie der Frau Gräfin Morny, mit der sich auch einiger pikanter Geist verbinden soll, Etwas für die Belebung der napoleonischen Cirkel thun werde, was freilich eine schwierige Aufgabe sein möchte. —

Die höhere Gesellschaft in Paris hat inzwischen,

in Ermangelung anderen Inhalts, auch die Geiſterklopfereien des Tages ſehr bereitwillig in ihre Kreiſe aufgenommen. Man klopft einſtweilen den Geiſt, da man noch darauf verzichten muß, ihn wieder zu verbeſſern. Die Epidemie des Tiſchrückens, welche in den letzten Jahren in Europa und Amerika überall den Banquerott des menſchlichen Geiſtes ankündigen zu wollen ſchien, hat mit den obligaten Geiſterbeſchwörungen namentlich auch in den höheren und höchſten Kreiſen von Paris ihren Einzug gehalten. Der bekannte Amerikaner Home, der als Großmeiſter dieſer neuen Kunſt in Paris ſein Weſen treibt, iſt bis in die oberſten Regionen der Hofgeſellſchaft damit vorgedrungen, und hat dort namentlich an der Prinzeſſin Mathilde eine gläubige Gönnerin gewonnen.

Seitdem dieſe liebenswürdige Tochter des Königs Jerôme aufgehört hatte, der erſte Glanzſtern des neuen napoleoniſchen Hofes zu ſein, was ihr nur durch das aufgehende Geſtirn der Kaiſerin Eugenie von Guzman, Gräfin von Teba, widerfahren konnte, ſcheint ſie in der größeren Zurückgezogenheit, die ihr auferlegt worden, dieſen Geſchmack an den tanzenden Tiſchen und klopfenden Geiſtern bekommen zu haben. Im Salon der Prinzeſſin Mathilde Gräfin Demidoff ſollen ſich oft unter Leitung des Mr. Home die merkwürdigſten Dinge ereignen. Wie es kurz vor Aus-

bruch der Revolution von 1789 in der vornehmen Welt in Paris Mode war, auf Cagliostro einzuladen und auf seine Geisterbeschwörungen Diners und Soirées zu veranstalten, so scheinen es die neumodischen Klopfgeister, die plötzlich im Holz der Tische erwacht sind, am Hofe Napoleons III. schon mindestens ebenso weit gebracht zu haben. Diese neuen Gespenster haben auch das Unheimliche ganz abgestreift, von dem die Geister Cagliostro's, die noch nach Himmel und Hölle rochen und zuweilen auch den Schleier einer neuen Völkerzukunft lüfteten, nicht freizusprechen waren. Mit den Klopfgeistern läßt sich eine ganz gesunde und nüchterne Conversation führen, sie gehen auf die allergewöhnlichsten und gemeinsten Dinge ein, und beweisen ihre zeitgemäße Abstammung als hölzerne Geister auch durch den ungemein praktischen Schliff, mit dem sie auftreten und Rede stehn. Ueber die Zukunft der Völker braucht man von ihnen nichts zu erfahren, denn diese ist durch das Empire hinlänglich gesichert, und auch auf gewisse schwierige Stellen in den „napoleonischen Ideen", welche noch immer der Ausdeutung harren, namentlich hinsichtlich der Verbindung des Napoleonismus mit der Freiheit, lassen sich die Klopfgeister nicht ein. Dagegen kann man von ihnen viel wichtigere Dinge erfahren, von denen selbst die Cagliostro'schen Geister nichts wußten, und die sich

auf die Hauſſe und Baiſſe der Börſen-Courſe, auf die große Frage, wie lange die Crinoline ſich noch halten und in welchem Maaße der Umfang noch zunehmen könne, und warum es im Kaiſerreich ſo viele Biedermänner gäbe, erſtrecken.

Die Geiſter des Tiſchkaſtens, die in der ganzen Welt eine ſo große Rolle zu ſpielen anfingen, ſchienen in Frankreich zuerſt den Teufel ſelbſt im Leibe zu haben, und namentlich in den ſüdlichen Provinzen traten ſie ſo entſchieden als böſe Dämonen heraus, daß der heilige Stuhl einen Bannfluch gegen ſie ſchleudern zu müſſen glaubte. Dagegen nahmen die Klopfgeiſter zu den ſchönen Füßen der Prinzeſſin Mathilde eine weit manierlichere Geſtaltung an, und zeigten ſich durch tauſend intereſſante und unterhaltende Einfälle fähig, die geſellſchaftliche Sphäre des Kaiſerhofes zu bevölkern. Doch ſcheinen ſie zuweilen mit einer gewiſſen Rigoroſität zu verlangen, daß man gläubig ſei, wenn ſie erſcheinen ſollen, und dies war erſt neulich in einer Soirée bei der Prinzeſſin Mathilde der Fall, wo Mr. Home plötzlich erklären mußte, ein im Salon Anweſender neutraliſire durch Zweifel ſeine Wirkſamkeit, und die Klopfgeiſter würden nicht eher auftreten, als bis dieſe Perſon ſich entfernt habe.

Der Kaiſer ſelbſt ſoll ſich in dieſer Soirée be-

funden haben, denn er widmet seiner Cousine Mathilde, deren Gesicht durch die außerordentliche und ganz vollkommene Aehnlichkeit mit den Zügen Napoleons I. stets die wunderbarste Anziehungskraft für ihn gehabt, noch immer die größte Aufmerksamkeit. Aber daß der Kaiser selbst dieser Ungläubige sein könne, war nicht gut anzunehmen, denn der Kaiser hatte jedenfalls den Geisterklopfereien an seinem Hofe, wenn auch nur zur Erholung von den ernsteren Staats- und Militair-Geschäften, ein nicht geringes Interesse bewiesen. Da trat Herr Baroche, der Präsident des Senats, aus der sich verlegen anblickenden Gesellschaft hervor, und erklärte sich mit all der bereitwilligen Liebenswürdigkeit, welche die napoleonischen Senatoren immer für ihren Kaiser gehegt, für Denjenigen, der gewiß alle Schuld trage, und der sich auch sogleich entfernen werde, um den Geistern Platz zu machen. Mit einem sarkastischen Lächeln sah der Kaiser seinen Senator verschwinden, und bald begannen denn auch wirklich die Dämonen im Tische zu rascheln, und auf die Fragen der Prinzessin Mathilde, die natürlich die gleichgültigsten Dinge von der Welt betrafen, mit dem beliebten geheimnißvollen Klopfen zu antworten.

Man hat neuerdings die Bemerkung gemacht, daß der Aberglauben sich wieder mit der finstersten Macht in den Schichten des französischen Volkslebens zu

verbreiten anfange. Das Volk ſcheint plötzlich wieder alle Vorſtellungen des Mittelalters, die mit den zufälligſten Umſtänden die unheimlichſte Bedeutung zu verknüpfen wußten, angenommen zu haben. Es iſt dies nicht zu verwundern, wenn die höheren Kreiſe der Geſellſchaft mit ſolchen Geiſtesverdunkelungen vorangehn, die ihren Schatten auf alle inneren Entwickelungen des Nationallebens werfen müſſen. Das Geiſterklopfen iſt nicht bloß ein zufälliges Unterhaltungsſpiel der heutigen Geſellſchaft, ſondern es hängt ganz genau mit den allgemeinen Bedingungen zuſammen, unter denen dieſelbe ſteht. Es werden ſich bald daran noch ausſchweifendere Erſcheinungen knüpfen, die uns in die Zeit der Convulſionnaire vor Beginn der Revolution zurückverſetzen und ſich in einzelnen Kreiſen, wie man bis jetzt hört mehr in der mittleren Schicht der Geſellſchaft, bereits auf eine bedenkliche Weiſe angekündigt haben. Die tanzenden und klopfenden Tiſche verbinden ſich dann zugleich mit dem Phänomen der Extaſe, ein Zuſtand, der höchſt charakteriſtiſch iſt, da er die äußerſte Reizbarkeit nur noch in der Empfindungsloſigkeit auszudrücken verſteht. Es iſt dies das Geheimniß, keine Schmerzen mehr zu fühlen, und wenn man auch mit glühenden Nadeln geprickelt würde, und Der iſt gewiß der getreueſte Unterthan des heutigen Kaiſerreichs, der

es bis zu dem höchsten Grad dieser Extase gebracht hat, denn auch die öffentlichen Zustände werden ihm keine Schmerzen mehr machen. Das Kaiserreich braucht statt des Patriotismus nur das Geheimniß der Extase, das an den heutigen Klopftischen wiedergefunden worden ist, um mit allen seinen Unterthanen und mit Allem, was es denselben zufügt, bestens bestehen zu können. —

Neben den Klopfgeistern scheint allerdings dem Geist selbst in den Gesellschaftskreisen des Kaiserhofes keine Freistätte geboten zu sein. Man kennt zwar die Vorliebe der Kaiserin Eugenie für Bérauger's Gedichte, aber dies kann bei einer von Diamanten strahlenden Kaiserin, die zugleich als Urbild der glänzendsten und pikantesten Toiletten-Moden in ihrem Lande wirkt, mehr nur eine vorübergehende liebenswürdige Laune sein. Die Kaiserin Mutter, Sennora Montijo, die jetzt ein in einem Garten gelegenes Haus in der Avenue der Champs Elysées bewohnt, soll die Romane von Paul de Kock stets mit besonderer Vorliebe gelesen haben, was aber noch nicht zu der Annahme berechtigen dürfte, daß die kaiserliche Schwiegermutter das Protektorat über die französische Literatur in die Hände nehmen werde.

Die bedeutendste Begabung nach dem Kaiser scheint ohne Zweifel der Prinz Napoleon zu besitzen.

Doch haben ſich die Geiſtesanlagen dieſes Prinzen ebenſo ſehr wie ſeine politiſchen Geſinnungen bisher hinter einem gewiſſen Schleier gehalten, der wahrſcheinlich erſt bei einem bedeutenden Wendepunct in der Situation ſich lüften wird. Der Prinz hat in ſeinen Appartements im Palais Royal einen eigenthümlichen Kreis um ſich verſammelt, der theils der wiſſenſchaftlichen theils der militairiſchen Welt angehört, und ſeine Verbindung mit mehreren älteren Krim-Generälen ſoll neuerdings eine beſonders intime geworden ſein. Von ſeinem ſchriftſtelleriſchen Talent, das man hin und wieder erwähnen hörte, liegen der öffentlichen Beurtheilung noch keine Proben vor, doch mißt man ihm ſogar einen Antheil an gewiſſen Journal-Artikeln bei, die durch Vermittelung des Herrn Emil von Girardin, der zu den vertrauter Aufgenommenen im Palais Royal gehört, zum Druck befördert zu werden ſcheinen. Obwohl es einige Differenzen in den Anſichten zwiſchen ihm und dem Kaiſer geben mag, die ſich beſonders wohl auf eine Gränzerweiterung in den politiſchen Formen des Kaiſerthums beziehen, ſo wird dem Prinzen doch von den eifrigſten Anhängern des Empire zugeſtanden, daß er ſtets auf das Gewiſſenhafteſte Takt und Farbe gehalten habe. Er iſt daher auch neuerdings der Parole des Kaiſers gefolgt, für den Napoleon-Cultus durch hervorragende

Unternehmungen im Lande zu wirken, und er hat sich in Uebereinstimmung mit diesem Zweck in der Avenue Montaigne in den Elyseischen Feldern ein wunderschönes Haus bauen lassen, welches nach dem Modell des Hauses des Diomedes in Pompeji errichtet ist, in seiner eigentlichsten Bedeutung aber als ein Tempel der Napoleoniden sich darstellt. Im Atrium erblickt man die Bildnisse der Vorfahren, welche mit den Hausgöttern den Heerd schützen. Es sind dies die marmornen goldverzierten Büsten von Katharina Lätitia Bonaparte, Josephine, Marie Louise, Elise Pauline, Karoline, Joseph, Lucien-Louis, Charles Bonaparte und Jerôme. Die Büste Napoleons I. steht am Rande des Bassins im Impluvium auf einem Altar. —

Der Kaiser Napoleon III. ist selbst zu wenig eine gesellschaftliche Natur, als daß er es für seine Aufgabe erachten sollte, dem Salonleben an seinem Hofe eine eigenthümliche Förderung und Entwickelung zu geben. Stets vertieft in die Combinationen seiner Herrschaftspläne und, wie es scheint, sich selbst und sein Programm keinen Augenblick vergessend, sieht der Kaiser auch in allen gesellschaftlichen Zusammenkünften nur eine Nüance seiner politischen Rolle, und er ist dadurch in seiner persönlichen und socialen Erscheinung von Tag zu Tag ceremonieller

und ſteifer geworden. Seine Perſönlichkeit würde aber gänzlich unbedeutend erſcheinen, wenn ihr nicht dadurch ein beſonderer Nimbus zufiele, daß ſie ſich mit einer kalten Feierlichkeit in die ceremonielle Repräſentation zurückzuziehen gewußt. Der Kaiſer macht zu Pferde einen bedeutenderen und vortheilhafteren Eindruck, als wenn man ihn im Salon erblickt, wo durch das eigenthümliche Verhältniß in ſeiner Figur, welches den unteren Theil des Körpers gegen den oberen zu kurz erſcheinen läßt, leicht eine ſtörende Disharmonie in ſeiner Erſcheinung ſich geltend macht. Nichtsdeſtoweniger iſt aber ſeiner Geſtalt eine gewiſſe Schönheit und Anziehungskraft nicht abzuſprechen, und auch ſein Geſicht würde einen eigenthümlich feſſelnden Ausdruck haben, wenn nicht die erloſchenen blaßblauen Augen, die bei ihm tief in ihren Höhlen liegen, eine wunderbare Empfindungsloſigkeit über alle ſeine Züge herrſchen ließen. Dieſe Augen, die das Feuer des Geiſtes nur nach Innen brennen zu laſſen ſcheinen, ſind aber durch ihre ungeheuere Gleichgültigkeit, mit der ſie über die ganze Außenwelt hinſchweifen, nicht minder charakteriſtiſch. Dieſe Indifferenz iſt die eigentliche Macht dieſer Perſönlichkeit, welche in dem gewaltigen Selbſtbewußtſein, mit dem ſie in ſich ſelbſt ruht, es nicht mehr der Mühe werth zu erachten ſcheint, den gewöhnlichen

äußeren Dingen und Lagen irgend eine Geltung zuzugestehen oder sich dadurch in dem vorbestimmten Lauf der eigenen Entwickelung beirren und hemmen zu lassen. Der großartige Fatalismus, welcher den Kaiser Napoleon III. umschwebt, besteht darin, daß ihm die Begebenheiten stets nur eine Entwickelung seiner eigenen Person sind, und daß ihn die Meinung beherrscht, es könne keine Begebenheiten geben, die nicht schon mit seiner Person in einem geheimnißvollen Zusammenhange stehn oder von derselben von vorn herein angezogen und geleitet werden. Darum hat die Stirn des Kaisers diesen eigenthümlichen düstern Schatten, der den Mysticismus seiner Herrschergewalt ausdrückt, aber zugleich die trotzige Kraft des Starken und Mächtigen, der sich von seinem Schicksal getragen fühlt. Diese Stirn ist fatalistisch, aber zugleich ideenreich und tiefsinnig, sie zeigt den Mann der Herrschaft, der zugleich der Mann der Gedanken und der Träume ist. Aus diesem unbeugsamen Glauben an sich selbst entfließt auf der einen Seite diese Zurückhaltung, welche mit so großer Ruhe und Sanftmuth auf dem ganzen Antlitz sich lagert, während auf der andern Seite auch eine gewisse Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit sich damit ausprägt, die ihren Sitz in den bleichen, feingeschnittenen und sehr verschwiegenen Lippen hat. Selbst der stark

ausflatternde Schnurrbart ſcheint nur das Geheimniß der Lippen zu hüten.

Größere Contraſte haben ſich vielleicht nie in einer einzigen Perſönlichkeit vereinigt und zu einer einheitlichen Harmonie bezwungen. Dieſe Harmonie, welche in der Perſönlichkeit des Kaiſers ſich darſtellt, beſteht zwar in der Apathie und Indifferenz, die bei ihm den eigentlichen Heiligenſchein des Cäſarismus vertreten. Aber ſie entſpringt zugleich aus einem Quell innerer Herzensgüte, wie überhaupt aus der tiefen Innerlichkeit, welche das ganze Weſen des Kaiſers erfüllt und ſeine ſtrengſten Gewaltäußerungen noch heimlich mit einem feinen und weichen Geäder zu durchziehen ſcheint. In dieſem eigenthümlichen Zuſammenhang des Weſens verbindet ſich die ſtärkſte Willenskraft des Handelns und die größte Kühnheit, Alles zu wagen und zu unternehmen, mit der ſinnigſten Schüchternheit, mit dem berechnetſten Abwarten der richtigen Stunde, und mit einer Verſchloſſenheit, die ſich deshalb Niemanden, und keinem einzigen Freunde, öffnen kann, weil es ein Syſtem, eine providentielle Macht iſt, welche im Innern wohnt, und der zur rechten Zeit handelnd zu gehorchen, ein Geheimniß iſt, aber niemals eine Deliberation mit Andern werden kann. Danach tönt auch die Stimme, die abgeſchloſſen und langſam ihren Worten noch in

demſelben Augenblick, wo ſie über die Lippen treten, die Geltung ſtreitig machen zu wollen ſcheint, aber nicht aus innerer Unſicherheit, denn mit ſich ſelbſt iſt Napoleon III. immer einig, in ſich ſelbſt iſt er immer, ſo oft er es ſein muß, beſchlußkräftig, aber dem freigelaſſenen Wort iſt doch unter keinen Umſtänden zu trauen, man kann nie wiſſen, was aus demſelben gemacht wird, und deshalb dies Zögern es auszuſprechen, dieſe Unſchlüſſigkeit es vollſtändig zu betonen, dies Stocken, oft noch die letzte Sylbe hinzuzufügen, durch welche ein Wort erſt vollendet und gültig werden kann. Der Kaiſer ſpricht wenig, um viel handeln zu können, und er will nie errathen und belauſcht ſein, denn nur die That, welche überraſcht, iſt eine That.

Aus allen dieſen charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner Perſon geht hervor, daß der Kaiſer weder ſelbſt ein Salon-Mann ſein kann, noch das Leben der Pariſer Salons zu fördern vermag. Man hört ſogar behaupten, daß der Kaiſer nicht nur jedem Bedürfniß nach Geſellſchaft fremd, ſondern auch faſt für alle zarteren und poetiſchen Empfindungen verſchloſſen ſei. Das Verhältniß des Kaiſers zu den Frauen, das immer ein ſehr belebtes geweſen und geblieben iſt, ſcheint dieſer Behauptung zu widerſprechen. Louis Napoleon iſt von den Frauen nie gehaßt wor-

den, und wird es auch jetzt in der Pariſer Damenwelt keineswegs, ſelbſt da nicht, wo die Parteileidenſchaften ihm noch entgegenzuſtehen ſcheinen. Der Bürgerkönig Louis Philipp war die Antipathie der Pariſerinnen geworden, und die Erbitterung aller Parteien gegen dieſen König motivirte ſich eigenthümlich auch nach dieſer Seite hin. Das Juſte-Milieu iſt den Pariſerinnen wenigſtens in der Politik ſehr unangenehm, und obwohl Louis Philipp ſelbſt ein geiſtreicher und beredter Mann war, und mit einer Schwiegertochter von deutſcher Gelehrſamkeit, der Herzogin von Orléans, ſich umgab, ſo hatte er doch eine nach Tütchen-Krämerei riechende Atmoſphäre um ſich, die den Damen von Paris in allen Kreiſen widerſtrebte. Louis Napoleon hatte dagegen ſchon durch ſeine perſönliche Kühnheit und ſeine ritterliche Unternehmungsluſt immer etwas Anziehendes für die Damen gehabt, und man glaubt, daß er ſeiner Herrſchaft auch von dieſer Seite her eine eigenthümliche Grundlage gewonnen habe.

Die ſchönen und vornehmen Damen des Faubourg St. Germain ſind zwar dem neuen Kaiſerhofe nach wie vor abgewandt geblieben, während ſie dem Kaiſer, ſo lange er noch Präſident der Republik war, ihre Gegenwart nicht entzogen und in dem Salon des Palais Elyſée bei jeder feſtlichen Veranlaſſung

zahlreich erſchienen. Dies bewies aber nur, daß man im Faubourg St. Germain die Republik für eine Sache sans consequence anſah, oder für einen zufälligen Wolkenbruch, vor dem man augenblicklich in dem erſten beſten Hauſe unterträt, das nur ſo viel Dach hatte, um Schutz gewähren zu können. Man reicht ſich dann leichter mit Denjenigen, mit denen man zuſammen während einer Gefahr wartet, die Hände. Aber nachdem der allgemeine Warteſaal der Republik ſich zuletzt nur zu dem neuen Kaiſerthum geöffnet hatte, und man darin nicht mehr eine vorübergehende Komödie, ſondern ein Drama von längerer Dauer und höherer Bedeutung erkennen mußte, zog ſich auch die ſchöne ſtolze Welt des Faubourg St. Germain in ihre Hôtels zwiſchen Hof und Garten zurück.

Der Kaiſer konnte dieſe Geſellſchaft leicht entbehren, da er den Einſchlag der Legitimität auch in ſeine ſocialen Verhältniſſe nicht bezweckte, wie er durch die Wahl ſeiner Gemahlin bewieſen. Aber er würde dieſen Damen, die ſich unter der Regierung Louis Philipps bedeutend und unerträglich gelangweilt hatten, ein Glanz- und Freudenleben ohne Gleichen eröffnet haben, wenn ſie ihre ſchönen ſchlanken Geſtalten, ihr feines weißes Fleiſch und ihre prachtvollen und duftigen Toiletten dem Empire hätten zur Dispoſition

ſtellen wollen. Dafür wollte der Kaiſer jetzt beſtrebt ſein, die ganze übrige Frauenwelt auf eine unwiderſtehliche Weiſe an das Kaiſerthum zu feſſeln, indem er, die glücksritterlichen und induſtriellen Elemente der heutigen Geſellſchaft vordringen laſſend, dadurch eine Auflöſung aller ſocialen Schranken begünſtigte, und in die Kleider, in die Sinne und in die Portemonaies der Damen eine neue Kriſis brachte, wie ſie dem weiblichen Geſchlecht noch kaum widerfahren war. Das Lorettenthum und die Börſe wurden die Maſchinerie, durch welche die Frauenwelt in dieſe neue Bewegung geſetzt und ſpecifiſch kaiſerlich gemacht wurde. Denn die Freiheit des Genuſſes, die Fähigkeit reich zu werden, und die Kunſt ſich zu putzen und zu ſchmücken, wurde den Frauen in dieſer kaiſerlichen Epoche als ihr eigentlicher Zauber-Harniſch umgehangen, wie es noch niemals der Fall geweſen war, und man darf nicht fragen, ob ſie ſich wohl dabei befinden? Der Gedanke, alle Frauen Geſchäfte machen und Loretten werden zu laſſen, war zugleich ein zu kühner und intereſſanter Griff, als daß er nicht bei dem elektriſchen Geſchlecht von großer Wirkung hätte ſein müſſen. —

Die Vermählung des Kaiſers mit Marie Eugenie von Guzmann, Herzogin von Montijo und Gräfin von Theba, gehörte zu den liebenswürdigſten Schrit-

ten, mit denen Napoleon III. ſeinen perſönlichen und ſocialen Character bezeichnete. Er ſtellte dadurch mit der kühnen Hand eines Liebenden ein Frauenbild auf den Kaiſerthron, das ſeine Berechtigung zu einer großen herrſchenden Stellung nur aus den natürlichen Eigenſchaften des Charakters und der Schönheit herleiten und damit dem Legitimätsprinzip der Throne nach dieſer Seite hin die Geltung ſtreitig machen ſollte. Mit der Kaiſerin Eugenie iſt ein neues naturfriſches Element in das Haus der Tuilerieen eingezogen. Der Kaiſer wollte die Schönheit in den auserleſenſten Formen, aber nicht das königliche Blut an den neuen napoleoniſchen Thron feſſeln. In der merkwürdigen Anrede, mit welcher der Kaiſer damals den in die Tuilerieen berufenen Staatskörpern ſeine Verheirathung anzeigte, legte er ein beſonderes Gewicht darauf, daß unter allen fremden Prinzeſſinnen, die ſeit ſiebzig Jahren den franzöſiſchen Thron beſtiegen und kein anderes Loos gehabt hätten, als ihr Geſchlecht durch Krieg oder Revolution zerſtreut und verbannt zu ſehn, die einzige Joſephine, die erſte Gemahlin des Kaiſers Napoleon, glücklicher geweſen ſei, und Joſephine ſei *nicht* aus königlichem Blut entſproſſen geweſen. Es war dies die ebenſo eigenthümliche als liebenswürdige Auseinanderſetzung, in welcher der Kaiſer

der Franzosen den ihm über Alles ruhmvollen Titel eines Parvenu für sich in Anspruch nahm, und seine Heirath für eine Privatangelegenheit erklärte, indem er hinzufügte: „Ich habe ein Weib, das ich liebe und das ich achte, einer Unbekannten vorgezogen, deren Verbindung mit mir nur einen mit Opfern gemischten Vortheil dargeboten hätte."

Es ist bemerkenswerth, daß sich das Verhältniß zwischen dem Kaiser und der Kaiserin in der That seitdem wie eine gegen die Außenwelt und gegen alle Staatsgeschäfte abgeschlossene Sphäre von Privatglück forterhalten hat. Die öffentlichen Angelegenheiten scheinen das Leben des Kaisers in seinem Hause gar nicht zu berühren, und die Kaiserin selbst hat am Hofe wie im Staat eine Stellung eingenommen, die aller Politik unzugänglich scheint und mit derselben sich auch nicht im Entferntesten berührt. Da Napoleon III. es durchaus nicht liebt zu politisiren, mit den Damen seines Hofes ebenso wenig als mit seinen Ministern und Räthen, welche letzteren nach ihren Vorträgen niemals wissen, was der Kaiser eigentlich thun wird, so scheint es auch aus einem ganz bestimmten Entschluß der Kaiserin Eugenie hervorzugehn, daß sie gerade als diese von der Politik unberührbare Sensitive an der Spitze des Kaiserhofes von Frankreich blüht. Es mag ihr das sogar anfangs

einige Ueberwindung gekostet haben, da man weiß, daß sie in der Republik von 1848, besonders seitdem Louis Napoleon zur Präsidentur gelangt war, als eine begeisterte Anhängerin der Politik des Elysée sich überall aussprach und dieselbe ebenso scharfsinnig und gewandt, als mit genauer Kenntniß der Stichworte der politischen Debatte, zu vertheidigen wußte. Sie machte in den damaligen Salons von Paris dadurch nicht minderes Aufsehn, als durch ihre glänzende Schönheit, die in jener Zeit zuerst in der Pariser Gesellschaft aufgegangen war. Marie Eugenie von Guzmann soll schon damals von Louis Napoleon bemerkt und ausgezeichnet worden sein, und man will beobachtet haben, daß er sie im Theater oft lange und unverwandt betrachtete und ihr ein auffallendes Interesse schenkte. Sie fehlte mit ihrer Mutter, der Herzogin von Montijo, niemals bei allen Festlichkeiten, die bei dem Präsidenten der Republik im Elysée stattfanden, was ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrem Range zugeschrieben wurde, da Louis Napoleon auch hierin seiner Natur getreu blieb, niemals etwas Tieferes, was in ihm vorging, zu verrathen. Nach der Vollendung des Staatsstreichs vom 2. December waren aber die Herzogin von Montijo und ihre schöne Tochter die Ersten, welche dem Sieger Glück

wünſchten zu ſeiner mit ſo großer Kühnheit vollbrachten That, und ihm ihre Bewunderung und ihr Vertrauen zur Situation mit den beredteſten und feurigſten Worten auszudrücken wußten. Und dieſer große Moment iſt vielleicht auch der entſcheidende für dies Verhältniß geworden.

Louis Napoleon hatte ſeine Gemahlin zuerſt in London kennen gelernt, wo ſie mit ihrer Mutter, die eine geborene Engländerin aus bedeutender Familie iſt, in den vornehmen Kreiſen der dortigen Geſellſchaft lebte. Ihre Erziehung hatte Marie Eugenie in Paris gefunden, in dem Kloſter Sacré-coeur, wohin ſie aus Madrid geſendet worden war, um dort in Gemeinſchaft mit den Töchtern der erſten franzöſiſchen Familien die ſorgfältigſte Ausbildung zu empfangen. Ohne Zweifel eignete ſie ſich in dieſer Schule auch den vollendeten Beſitz der franzöſiſchen Sprache an, in der ſie den reinſten nationalen Accent gewann, worin ſie den Kaiſer, deſſen Accent die Franzoſen noch immer an einen Holländer oder Elſaſſer erinnert, weit überflügelt hat. Bei der tiefen Neigung welche Louis Napoleon längſt für ſie empfunden, ſcheint aber nicht bloß ihre an eine glänzende Fee gemahnende Schönheit das beſtimmende Motiv geweſen zu ſein. Bei dem napoleoniſchen Fatalismus, unter deſſen Macht ſich der Kaiſer in allen Beziehungen ſeines

Lebens geſtellt weiß, würde er es nicht gewagt haben, eine Frau zu ſeiner Gemahlin zu machen, die nicht ſchon in einer altnapoleoniſchen Combination geſtanden hätte. Der Vater der Gräfin von Theba aber, einer der erſten ſpaniſchen Granden, hatte ſich ſtets als einen der entſchiedenſten Parteigänger für Joſeph Bonaparte bewieſen, wie er auch bis zum Jahre 1815 in der franzöſiſchen Armee geſtanden und den Heereszügen Napoleons einen tapfern Arm geliehen hatte. Wie der Kaiſer aus hiſtoriſchem Aberglauben ſich keine Prinzeſſin von Geblüt wählte, weil dieſe ſeit ſiebzig Jahren den franzöſiſchen Thronen nur Unglück gebracht, ſo muß auch aus demſelben Aberglauben überall, wo ſich etwas Großes für ihn entſcheiden ſoll, ein napoleoniſches Element, ein Erinnerungstag, ein Datum, eine Reliquie, oder irgend eine napoleoniſche Beziehung, mit im Spiele ſein.

Für die Wahl der Gräfin von Theba ſoll auch noch Das einen entſcheidenden Umſtand geliefert haben, daß zugleich engliſches Blut in den Adern dieſer Dame fließt. Denn der Kaiſer hat nicht nur von jeher eine beſondere Vorneigung für den perſönlichen Umgang mit Engländern und Engländerinnen gehabt, wodurch er ſich auch ohne Zweifel ſtark genug fühlte, eine jahrhundertalte nationale Abneigung des franzöſiſchen Volkes durch die Herſtellung der

franzöſiſch-engliſchen Allianz zu überwinden. Die engliſche Phyſis hat auch dem Kaiſer ſtets den größten Reiz und das innigſte Vertrauen dargeboten, und ſeine frühere Verbindung mit der ſchönen Miß Howard, die in den Jahren des Unglücks und der Verbannung ſeine treue und zärtliche Gefährtin war, ſoll von ihm ſtets zu den glücklichſten und befriedigtſten Verhältniſſen ſeines Lebens gerechnet worden ſein. Der Präſident der Republik mußte ſich aber von ihr trennen, weil ſie ihn in ſeiner nunmehrigen öffentlichen Stellung durch ihren beiſpielloſen Luxus und ihre, ſeine eigenen Mittel weit überſteigenden Geldausgaben in Verlegenheit zu ſetzen begonnen, und ihm Scenen der ſchlimmſten Art, ſogar eine unter ſcandalöſen Verhältniſſen unternommene Flucht nach England, von der er ſie damals durch einen Vertrauten unter dem Vorwande einer diplomatiſchen Sendung wieder zurückholen ließ, bereitete. —

Das engliſche Frauen-Naturell ſcheint in der Perſönlichkeit der Kaiſerin Eugenie vorzugsweiſe ausgeprägt zu liegen. Das ſchöne goldblonde Haar und der durchſichtig weiße feine Teint, die Stirn von wunderbar glänzender Weiße, und die feingeſchnittenen Lippen, welche durch den nicht allzukleinen Mund die blendenden Reihen der ſchönſten Zähne ſehr ſichtlich hervortreten laſſen, deuten überwiegend auf jene

nationale Frauenſchönheit hin. In dieſem Stil iſt auch die Fülle der großen majeſtätiſchen Geſtalt, die eine kühne herrſchende Haltung behauptet und zugleich mit anmuthiger Ruhe in ſich ſelber thront. Nur die dunkeln Augenbrauen, welche in einem kühnen und entſchloſſenen Ausdruck über den dunkelblauen Augen ſich wölben, deuten auf die ſüdliche Abſtammung hin, der auch die ſchöngeformte, eine ziemlich große Linie beſchreibende Naſe Rechnung zu tragen ſcheint.

Aus den Umgebungen der Kaiſerin werden nur die ſanften, wohlwollenden und heiteren Züge ihres Charakters hervorgehoben. Dem Ausdruck ihres Geſichts fehlt es aber durchaus nicht an eigenthümlichen Geiſtesblitzen, die wohl darauf hindeuten, daß die Kaiſerin nicht blos die Rolle der naiven Gurli an dem heutigen napoleoniſchen Hofe übernommen haben kann. Sie hat ſich freilich, ſeitdem ſie den Thron Napoleons III. beſtiegen, depolitiſiren müſſen, ſowie ganz Frankreich ſich ſeitdem depolitiſiren mußte, und ihr Beruf, ſchöne Frau zu ſein und vor Allem Mutter zu werden, mußte gegen ihre frühere Neigung zur Politik in den Vordergrund treten. Aber da ſie ohne Zweifel das napoleoniſche Programm in ſeinen tiefſten Gründen kennt und mit jeder Falte

desſelben ſich verſteht, ſo wird ſie mit der eigenthümlichen weiblichen Feinheit auch gewiß ſtets die Gelegenheit zu finden wiſſen, wo ſie unter dem Anſchein, keine Politik zu machen, doch einen bedeutungsvollen Finger auf die Staatsgeſchäfte legt. —

III.

Die dramatiſche Galanterie im neuen Kaiſerreich.

Die dramatiſche Galanterie hat unter dem Empire ihren tollſten und glänzendſten Gipfel erſtiegen. Das Leben der franzöſiſchen Schauſpielerin war von jeher der eigentliche Cryſtalliſations-Kern geweſen, an dem ſich die ganze Debauche von Paris anſetzte und von dem die geſchlechtliche Aventure in allen Farben und Lichtern ausſtrahlte. Aber der gewerbmäßige Betrieb der Liebe hatte ſich noch nie ſo unmittelbar und ausgemacht mit dem Beruf der Schauſpielerin ſelbſt verbunden, als es heutzutage im napoleoniſchen Kaiſerreiche der Fall iſt, wo von allen an den Theatern engagirten Actricen mehr als drei Viertel — ein ſachkundiger Pariſer verſichert: drei und ein halbes Viertel — die Geſchäfte der käuflichen Venus in einer vollſtändigen Organiſation, wenn auch in verſchiedenen Arten und Abſtufungen, betreiben. Faſt alle Schau-

ſpielerinnen theilen jetzt ihre Zeit und ihren Beruf zwiſchen der Kunſt und dem Liebesgewerbe, und ſind deshalb auch meiſtentheils unverheirathet, um ihre allerdings große und eigenthümliche Anziehungskraft deſto unbehinderter und in den weiteſten Kreiſen ausbeuten zu können. Denn in irgend einer Form werden ſie immer illegitimen Verhältniſſen hingegeben ſein, und ſie haben entweder entreteneurs oder amants de coeur, oder ſie leben ganz ungefeſſelt im freien Reich der Libertinage, wo es dem Zufall überlaſſen bleibt, bald hier bald dort die vortheilhafteſten Bande zu ſchlingen. Im letzteren Falle ſind ſie auch vornehmlich femmes à parties, das heißt, Damen, die man, um den Reiz einer Landpartie oder eines Soupers zu erhöhen oder mit der fehlenden Pointe zu würzen, zu Theilnehmerinnen der Geſellſchaft engagiren kann.

Die Schauſpielerin führt jetzt in Paris mehr als anderswo ein Leben außerhalb der Geſetze, das den originellen Reiz ihrer Perſönlichkeit vielfach erhöhen mag, und gewiß auch auf die ſchöpferiſche Auffaſſung und Abbildung der Leidenſchaften in ihrem Spiel bedeutend zurückwirkt. Es iſt freilich traurig, bei dem Feuer der Kunſtgebilde, die uns von der Bühne her entgegentreten, an den heimlichen Heerd der theatraliſchen Proſtitution, auf dem dieſe Gluthen ſo nach-

haltig gestählt worden sind, zurückdenken zu sollen. Aber Betrachtungen dieser Art würden in Paris auch kaum einem Hypochonder einfallen, denn die Franzosen wissen stets auf die geistvollste Weise die Kunst von dem Individuum zu trennen, und bewundern eine künstlerische Leistung nicht mehr und nicht minder, es mag nun das darstellende Individuum schön oder häßlich, alt oder jung, tugendhaft oder lasterhaft sein. In der deutschen Theaterwelt haben sich dagegen diese Gesichtspuncte beständig durchkreuzt, und obwohl die deutschen Schauspielerinnen den französischen in der Tugend nicht sehr viel voranstehen mögen, und jedenfalls auch bei der Polizei dieselbe Duldung und Nachsicht genießen, die den Actricen in Paris bei der Ausübung ihres Privathandwerks verstattet ist, so geht doch das deutsche Publikum bei seinen Schauspielerinnen auch innerhalb des Rahmens ihrer Kunst in einer ganz specifischen Weise auf ihre Persönlichkeiten, auf ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre Sittlichkeit zurück. Man gewöhnt sich zwar auch in Deutschland daran, Schauspielerinnen, die ganz offenkundig als Courtisanen leben, auf der Bühne zu bewundern, und als Künstlerinnen zu achten, aber während dies doch einem Theil des deutschen Publikums noch immer schwer zu fallen scheint, vergeben sich auch die Verständigsten und Wohlwollendsten bei

uns noch immer dadurch etwas, daß ſie der Schönheit und Jugend bei einer Schauſpielerin bedürfen, wenn ihnen dieſelbe überhaupt gefallen ſoll.

In der franzöſiſchen Schauſpielerin trennt ſich die Künſtlerin und das Weib ſo entſchieden, daß beide ganz unabhängig von einander ihre Wege gehen. Wenn aber die Liebenswürdigkeit und Schönheit des Weibes ihren Rollen keinen beſonderen Reiz in den Augen des Publikums hinzufügt, ſo iſt es dagegen der Reiz, Künſtlerin zu ſein, welcher ihr im Reich der Aventure zugutkommt und auf den ſie ſiegreich nach allen Seiten hin ihre Eroberungen begründen kann. Durch dieſen Zauber der Künſtlerin iſt ſie die eigentliche Heerführerin des geſammten Lorettenthums von Frankreich geworden, und ihre Macht iſt ſo unwiderſtehlich und ſo allgemein anerkannt, daß ſie im Reich der Proſtitution Geſetze geben könnte. Das ganze Lorettenthum drängt ſich ſchon wie von ſelbſt unter die Fahne der Schauſpielerin, denn dieſe eigenthümliche magiſche Rangſtellung, die einerſeits noch den Anſtand bewahrt und die Liebe zu einem freien Geſchenk der Neigung zu machen ſcheint, andererſeits einen Schutz gegen die Sittenpolizei gewährt, iſt das Ideal Aller, die ſich der Proſtitution hingeben müſſen.

Der Ueberfluthung der franzöſiſchen Bühne mit

zweideutigen und lorettenhaften Frauenzimmern entsprechen aber auch die dramatischen Figuren selbst, die seit einigen Jahren auf den Theatern in Paris das Terrain behaupten. Sowohl die vornehmeren Theater wie die Volkstheater bieten durchgängig nur noch ein Repertoire dar, das alle unmoralischen und gesetzwidrigen Elemente der Gesellschaft zu Schaustücken und zu Gegenständen der Bewunderung und Anziehung zusammengebracht hat. Fast alle Frauen, die in den heutigen Theaterstücken der Franzosen erscheinen, haben entweder früher ein schlechtes Leben geführt und gerade dadurch ihren eigenthümlichen Reiz erhalten, oder sie genießen als Gefallene und Verführte fast die Achtung einer Heiligen, sowie in der Rose Bernard ein unverheirathetes Mädchen, das Mutter geworden ist, als ein Ideal der Weiblichkeit und als das höchste Bild der Mutterwürde, das es nur geben könne, verherrlicht wird. Während dies neue dramatische Thema, die Verherrlichung der Jungfern, welche Mutter geworden sind, bereits in vielen andern Dramen und Vaudevilles bearbeitet zu werden anfängt, ist die Oper fast noch weiter gegangen als das Prostitutions-Drama selbst, indem sie, wie in Rigoletto, ihre Scene sogar in verdächtige Häuser zu verlegen wagt, und man darin sogar Seine Hoheit den Herzog von

Mantua am Fenſter eines ſolchen Hauſes erblickt, in welchem er, nachdem eine Inſaſſin deſſelben die Fenſtervorhänge zugezogen, die Nacht zubringt.

Wo ſollen die Veſtalinnen der Kunſt herkommen, welche mit der Ausführung ſolcher Aufgaben den Leuten vor die Augen treten? Die Richtung der Kunſt ſelbſt würdigt hier ſchon ihre Werkzeuge herab und es würde bald keine Schauſpielerinnen mehr in Paris geben, wenn ſie nicht ihre Reihen aus dem Stande der Loretten und aus der Welt ihrer Sitten und Begriffe ergänzt ſähen. —

Ob aber die Schauſpielerin am meiſten dazu geeignet iſt, zugleich als Prieſterin der Liebe par excellence in der heutigen Geſellſchaft zu walten, und darin vor der gewöhnlichen Lorette den Vorzug zu verdienen, könnte zu eigenthümlichen Unterſuchungen Anlaß geben, die uns an Manches erinnern würden, was einſt Jean Jacques Rouſſeau von dem Weſen der Schauſpielkunſt überhaupt geſagt. Der Philoſoph der Volksſouverainetät nahm den idealen Ausgangspunkt der Demokratie beſonders darin, daß er die Menſchenwürde und das Heiligthum der menſchlichen Perſon wieder in ihre urſprünglichen Rechte eingeſetzt ſehen wollte, und dieſer Standpunct, der freilich nur ein Kampf ſein kann, leitete ihn auch in

ſeinem berühmten Brief an d'Alembert*), worin er den flammenden Stab des Propheten auch gegen die Schauſpielkunſt und gegen die Schauſpieler und Schauſpielerinnen ſelbſt richtet.

Rouſſeau findet zuerſt etwas Sclaviſches und Niedriges darin, daß der Schauſpieler ſtets die Aufgabe habe ſich zu verſtellen, immer verſchieden von Demjenigen zu erſcheinen, was er ſelber iſt, ſich mit kaltem Blut in fremde Leidenſchaft zu verſetzen, ſich um Geld zur Repräſentation herzugeben, ſich der Schande und den Beleidigungen, zu welchen der Zuſchauer durch ſein Billet das Recht erkauft, zu unterwerfen und gewiſſermaßen ſeine Perſon öffentlich zu verkaufen. Der Schauſpieler empfange alſo durch ſeinen Stand eine Miſchung von Niedrigkeit, Falſchheit, lächerlichem Stolz und Herabwürdigung in ſeiner Seele, wodurch er zur Darſtellung aller Perſonen fähig werde, mit Ausnahme der edelſten Perſon, die es giebt, nämlich des wahren Menſchen, aus dem er ganz und gar herausfalle. Die Schauſpieler, ſchließt Jean Jacques folgerecht, müßten daher tugendhafter als alle anderen Menſchen ſein, wenn ſie nicht verderbter ſein wollten.

---

*) Lettre à Mr. d'Alembert, in den Oeuvres complètes de J. J. Rousseau (Mélanges T. III. p. 119—303. Deuxp. 1782).

Aus dieſer principiellen Anſchauung beurtheilt und zergliedert der Genfer Philoſoph auch die Keuſchheitsverhältniſſe der Schauſpielerinnen. Es erſcheint ihm faſt als eine und dieſelbe Angelegenheit, daß ein Weib, welches ſich zur theatraliſchen Repräſentation verkaufe, ſich nicht bald auch mit ihrer Perſon in Scene ſetzen ſolle, um ſelbſt die Begierden zu befriedigen, welche ſie mit ſo vieler Kunſt und Sorgfalt erregt. Und Jean Jacques Rouſſeau findet es ganz begreiflich, daß die Schauſpielerinnen, „dieſe jungen verwegenen Perſonen, die keine andere Erziehung haben, als ein Syſtem der Koketterie und verliebter Rollen", in ſich ſelbſt keine Widerſtandskraft mehr beſitzen, um der Verführung und dem Golde, dem ſie ja ſchon ihr ganzes Leben von vorn herein verkauft haben, zu widerſtehn.

Aus dieſer Phyſiologie des Schauſpieler-Berufs geht aber auch unleugbar hervor, daß die Schauſpielerinnen nur noch in den ſeltenſten Fällen den natürlichen Fonds der Liebe und Leidenſchaft in ihrem eigenen Herzen behalten haben werden. Das Opfer, welches ſie ihrer Kunſt gebracht, indem ſie ihre ganze Perſon nur zu einem Werkzeug fremder Leidenſchaften umgeſchaffen haben, konnte nicht ſpurlos an ihrer eigenen menſchlichen Natur vorübergehen. Und wenn die Schauſpieler, wie Rouſſeau es ausdrückt, ihren

wahren Menſchen bei ihrem Beruf nothwendig verlieren müſſen, ſo wird auch die eigene leidenſchaftliche Erregung an ihnen ſelbſt in der Regel nur den Werth eines Induſtrieproductes haben können. Die Schauſpielerin wird dadurch eben die Prinzeſſin des Courtiſanenthums, weil ſie nicht mehr liebt, und weil ſie darum alle Glanzeffecte ihrer Perſönlichkeit um ſo hinreißender und berechneter zu der beabſichtigten Wirkung ſammeln und verwerthen kann.

Die Schauſpielerin iſt darum im heutigen Kaiſerreich die am meiſten in der Mode befindliche Perſon geblieben und geworden. Während die anſtändigen Frauen doch noch mehrfach zögern, mit der Lorette gemeinſchaftliche Sache zu machen, wozu die ganze Epoche ſie auffordert, hat die Schauſpielerin dieſen weltgeſchichtlichen Moment raſch benutzt und iſt dadurch die Herrin der galanten Situation geworden. Da es ſeit der guten Aufnahme, welche die Courtiſanenſtücke auf der Bühne und in der Geſellſchaft gefunden haben, erlaubt iſt, alle dieſe Dinge offen zu debattiren, ſo darf man auch ſagen, daß es jetzt nicht mehr Mode iſt eine Tänzerin zu haben, ſondern Jedermann will jetzt eine Schauſpielerin haben. Die Tänzerin, die mit ihren Zaubern und ihrer Geltung ſeit einiger Zeit ſehr zurückgeblieben, war früher vorzugsweiſe das Steckenpferd der Ga-

lanterie, der Diplomatie und der aristokratischen Debauche gewesen. Besonders gehörte sie zu den Attributen eines Diplomaten, wie die Hirsche und Hunde zu den Attributen der Diana, der Göttin der Jagd, einst gehörten.

Diese schöne Zeiten, wenn man sie so nennen will, sind aber längst dahingegangen. In der Tänzerin war noch ein ächt sinnliches und natürliches Element, welches in die heutige Epoche nicht mehr hineinpaßt. Man ist zu materiell geworden, um noch einen Reiz zu verstehn, der zuerst mit der halben Enthüllung begann, und einen transcendenten Idealismus in das Spiel der Beine zu verlegen wußte. Die Diplomatie, welche seit dem Wiener Congreß bis zum Jahre 1848 wirkte und sich in diesem Zeit-Abschnitt lebensfroher und genußfähiger als je befand, mochte sich gern und naturgemäß dies gaukelnde, sinnlich heitere Völkchen der Pirouette zugesellen. Auch in anderen Kreisen war die Tänzerin die lustige Repräsentantin des eigentlichen Genußprincips geworden, und die Viveurs der damaligen Zeit glaubten einen Natur-Cultus zu feiern, wenn sie mit den Inhaberinnen weltberühmter Beine sich zu Tische setzten.

Die industrielle Epoche kennt keine eigentliche Sinnlichkeit, und die Tänzerin ist in den Schwarm

der gewöhnlichen Loretten verwieſen worden, aus dem ſie kaum noch mit einer eigenthümlichen Phyſiognomie hervorragt. Die Schauſpielerin hat ſeitdem das Geſchäft und alle Gerechtigkeiten deſſelben mit den überwiegendſten Erfolgen gepachtet. Die Liebe bloß als Induſtriezweig und ohne alle Sinne zu treiben, iſt die Schauſpielerin, die ſchon in ihren Rollen nur der fremden und verſtellten Leidenſchaft dient, bei weitem mehr geeignet als die Tänzerin, in deren Sprüngen das eigene Blut der Sinnlichkeit pulſirt. Die Liebe der induſtriellen Epoche hat ihren eigentlichen elektriſchen Reiz einzig und allein noch in den Stoffen, die der geliebte Gegenſtand an ſeinem Leibe trägt. Es ſind nur noch die goldbrocatene Weſte und der Cachemireſhawl, welche ſich lieben und anziehen, und die eine rein reale Attraction untereinander bewirken, der die Individuen ſelbſt, die keine andere Triebkraft mehr in ſich tragen, Folge leiſten müſſen. Das einzige Ideal jedes Mädchens in Paris iſt daher nur noch, Cachmires und Diamanten zu haben, und in dieſen Beſitzthümern liegt darum auch ihre ganze Liebefähigkeit und Leidenſchaftlichkeit eingeſchloſſen. Was kann man noch lieben, wenn man Cachemires und Diamanten hat? Der Mann, der ſie hergeben kann, muß Geld haben, und als Mann des Geldes wird er zugleich der Herr aller

Liebefähigkeit und aller Leidenſchaftlichkeit, denn er kann ſie ankaufen. Die Romanciers und Luſtſpiel-dichter im heutigen Paris ſprechen es bereits ganz unumwunden aus, daß es das Laſter iſt, welches die heutige Epoche beherrſcht, und der Ausdruck der falſchen Biedermänner („les faux bonhommes"), der auf der franzöſiſchen Vaudeville-Bühne erfunden worden, iſt bereits für die Signatur der heutigen Männer in allen Ländern ein klaſſiſcher geworden. Aber, genauer betrachtet, ſind dieſe Männer mehr die Männer des Stoffs als des Laſters, und daſſelbe gilt von den Frauen, die neuerdings auch auf dem Vaudeville in dem Stück „les fausses bonnes femmes" von Th. Barrière und Erneſt Capendu unter dieſem Geſichtspunct in Scene geſetzt worden.*) Zum Laſter

*) Die fausses bonnes femmes machten aber durchaus kein Glück und fielen ſchon bei der erſten Vorſtellung. Eine Wittwe aus der großen Welt ſpielt darin den Mephiſtopheles in Crinoline. Um ihre Nebenbuhlerin zu verderben, die ihr ihren Liebhaber abgewendet hat, welcher ſchon im Begriff geweſen ſie zu heirathen, führt ſie dieſelbe in ihrer Geſellſchaft nach Baden-Baden, umgiebt ſie dort mit einem halben Dutzend liederlicher und proſtituirter Frauenzimmer und läßt ſie durch einen Fat, den ſie überall auf ihre Wege ſtellt, compromittiren, um ſie ihrem Bewerber zu verleiden und unmöglich zu machen. Aber dies gelingt nur halb, und das Drama ſchließt lahm und ungenügend. Die Schauſpielerinnen wirkten darin nur durch ihre prachtvollen Toiletten, beſonders die ſchöne Fargueil.

gehören aber Muth, Energie und im gewiſſen Sinne ſelbſt Charakter, und dies ſind Eigenſchaften, die in der heutigen Epoche mehr und mehr aufhören, die Triebfedern der Handlungen im öffentlichen und ſocialen Leben zu ſein.

Man ſteht jetzt überall nur auf dem Standpunkt des Stoffs, der in der politiſchen, ſittlichen, ſocialen und geiſtigen Welt jetzt wahrhaft die ganze Zeit beherrſcht. Das franzöſiſche Kaiſerreich iſt die wahre Muſterwirthſchaft dieſer neuen Zeit des Stoffes geworden. Die Freiheit, die napoleoniſche Idee, die Principien von 1789, die Ehre, die Liebe, die Leidenſchaft, die Tugend, ſind im Empire Stoff geworden, aus dem man ſich glänzende Kleider angefertigt hat, welche die öde Situation mit ſo vielem Luſtre als möglich bedecken.

Was ſollte das napoleoniſche Kaiſerthum mit der politiſchen Freiheit und den Ideen von 1789, die es auf ſeinem Schilde trägt, anfangen, wenn nicht das imperialiſtiſche Programm einen bloßen Machtſtoff daraus geknetet hätte, der nach dieſer Seite hin einen prächtigen und lockenden Faltenwurf ſchlagen will, ohne daß es noch dazu große Unkoſten verurſacht? Es mag ein beſonderes Talent dazu gehören, die Idee blos als Stoff zu verwirthſchaften, und daraus mit richtiger Berechnung den Vortheil einzuſtreichen, den

man erſtreben will. Es iſt das Talent der Schauſpielerin, welche die Leidenſchaften, die ſie nicht hat, auf der Bühne ſo meiſterhaft darſtellt, und die auch im Leben, im Reich ihres Boudoirs und im Kaiſerthum ihres Alkovens, die Liebe nur deshalb ſo glücklich und ſo ertragreich ſpielt, weil ſie ſich längſt entwöhnt hat, in ihrem kalten Herzen eine Leidenſchaft zu tragen.

Die berühmte Schauſpielerin Mlle. Déjazet, die erſt kürzlich wieder in ihrem bedeutend vorgerückten Alter die Bühne betreten und die ihr eigene Grazie der Frechheit mit ihrer alten, faſt geiſtreich zu nennenden Kunſt von neuem losgelaſſen, hat über dies Verhältniß das entſcheidende Wort geſprochen. Sie ſagte einmal: „Quand on se passionne, la réputation s'évanouit.“ Dieſer Ausſpruch trifft, wie ſo manches andere berühmt gewordene Bonmot der Déjazet, den Nagel auf den Kopf, denn es muß für eine Schauſpielerin in allen Fällen als wahr gelten, daß ihre Reputation aufhört, ſobald die Leidenſchaft von ihrem Herzen Beſitz ergreift. Eine in ſich ſelbſt leidenſchaftlich gewordene Schauſpielerin wird bald ihren Ruhm als Künſtlerin verlieren, und auch ihre Reputation als Courtiſane wird leiden, ſobald ſie anfangen wollte, als wirkliche Liebhaberin in dieſem Berufe zu wirken. Ein liebendes Herz kann keine Ge-

ſchäfte machen, und wo keine Geſchäfte gemacht werden, muß heutzutage aller Glanz und alle Reputation aufhören.

Die Schauſpielerinnen entſtehen auch heut nicht mehr aus dem Drang einer dämoniſchen Genialität, die aus ihren Kämpfen und Irrungen endlich einen offenen Ausweg im Theater und in den freien Geſtalten der Kunſt ſuchte. Das junge ſchöne Mädchen, das bis zu ihrem funfzehnten und ſechszehnten Jahre in ihrer Familie lebt, und an deren Lectionen in Piano, Geſang und Sprachen die guten Bourgeois-Eltern ihre blutſauer erworbenen Francs gewandt haben, geht plötzlich der ganzen Familie im Lichte eines Handelsartikels auf. Seitdem man dieſen Einfall gehabt, der das hübſche graciöſe Kind mit den dunkelblitzenden träumeriſchen Augen auf das Theater führen ſoll, iſt in das ſtille Familienzimmer faſt die Bewegung einer Comptoirſtube getreten, denn es wird ſeitdem unaufhörlich von Vater, Mutter und Geſchwiſtern gerechnet. Man überſchlägt, wie viel die Gage binnen Kurzem einbringen könnte, und nun wird das Letzte zuſammengekratzt oder man verkauft Alles, um das Mädchen bei einem berühmten Theaterlehrer in Unterricht treten zu laſſen, oder man ſucht irgend eine Protektion auf, um einen Freiplatz im Conſervatoire zu finden. Die Mutter gebärdet ſich

jetzt gleich als der eigentliche Buchhalter des neuen Geschäfts, und sie wird künftig eine Hauptperson bei der ganzen Entreprise, denn sie leitet künftig nicht nur die Schritte ihrer Tochter auf dem Theater, sondern sie ist auch der Geschäfts-Vorstand ihres Cabinets, der die Angelegenheiten der Aventure bearbeitet, und dafür sorgt, daß das Capital der Schönheit und Leidenschaft immer nach dem besten Zinsfuß ausgethan und stets nur in baarer Münze umgesetzt werde. Die Mutter ist es gewöhnlich, welche der jungen Schauspielerin die erste Wirthschaft einrichtet, und, sobald der Stand der Geschäfte den ersten Anlage-Fonds entstehen läßt, das modische und prachtvolle Mobiliar, die Livrée für den Groom, das Cabriolet und die Ponys, womit die reizende Actrice selbst durch die Champs Elysées oder das Boulogner Wäldchen fährt, und die Juwelen und Stoffe für die Toilette auswählt. Denn das Alles ist nur die nothwendige Laden-Einrichtung, die zur wirksamsten Betreibung des Geschäfts gehört und eine Erhöhung der Preise rechtfertigt, durch welche der Luxus des äußeren Apparats doppelt und dreifach wieder herausgeschlagen wird. Die Mutter der Schauspielerin bleibt entweder die Führerin und Begleiterin auf ihrem Lebenswege, welche zugleich an der Contrôle sitzt und die Thür aufmacht, um hinter derselben sogleich wieder

zu verſchwinden. Oder ſie wird mit einer Penſion zur Ruhe geſetzt, weil die Actrice es ihrem Charakter und vielleicht auch ihrem ſonſtigen Rollenfach, welches dem Genre des Kecken und Emancipirten angehört, angemeſſener findet, ohne den Apparat einer Mutter, die mehr für das ſentimentale und Anſtandsfach paßt, ihre Laufbahn fortzuſetzen.

Oder der Schritt auf das Theater iſt auch nur die zweite Poſition, die mit Hülfe des reichen Entreteneurs, dem das Mädchen zuerſt in die Hände gefallen iſt, und der ſie durch ſeinen Einfluß bei irgend einer Bühne anzubringen weiß, unternommen wird. Bei den Pariſer Theatern giebt es eine ganze Menge ſolcher Damen, die erſt aus der Proſtitution den Weg zur Bühne gefunden haben und dort nun Gelegenheit erhalten, entweder ein Talent, das ſich wirklich in ihnen geregt hat, zur Geltung zu bringen, oder nun auf dem dramatiſchen Parnaß erſt recht den Thron des Courtiſanenthums zu beſteigen. Einige Bühnen in Paris, wie die Délassements comiques auf dem Boulevard du Temple, das Lazari und andere haben ſich förmlich zu einem Bazar von Mädchen-Schönheiten hergegeben, die an dieſen kleinen Theatern ſchaarenweiſe engagirt werden und oft die auserleſenſten Geſtalten für jeden möglichen Anknüpfungspunct darbieten.

Dieſe Schauſpielerinnen, deren Gaben und Talente ſehr verſchiedenartig ſind, beziehen oft von ihrem Theater-Direktor keine Gage, der in vielen Fällen noch von dem Entreteneur der Dame ein bedeutendes Daraufgeld empfangen hat, um den Wunſch nach einer Stellung als Schauſpielerin zu befriedigen. Je mehr geiſtige Lebhaftigkeit und natürliche Körperfriſche die Lorette noch beſitzt, deſto mehr wird ſie den Freund und Beſchützer, den ihre Reize ihr gewonnen, mit ihren Bitten beſtürmen, daß er ihr in einer Declamations-Schule Unterricht geben laſſe und ihr dann bei irgend einem Theater in Paris ein Engagement verſchaffe. Es mag ein Punct kommen, wo dieſen gewiß oft mit den ſchönſten Thränen durchwaſchenen Bitten nicht länger zu widerſtehen iſt, und derartige Scenen mögen um ſo rührender fallen, da es oft noch das Erwachen einer beſſeren Stimme des Innern und eine Art von Beſchwichtigung des Gewiſſens ſein kann, woraus der Wunſch der Lorette nach einer ſolchen, doch mehr oder weniger äußerlich ehrenhaften Stellung entſpringt. Dann wird nichts mehr übrig bleiben, als für die theatraliſche Ausſtattung der Lorette Sorge zu tragen, ihr glänzende Coſtüme machen zu laſſen und ſie zu dem Ende bei den erſten Mode- und Stoffhandlungen von Paris zu accreditiren.

Zuletzt, nachdem ein Theaterdirektor gefunden worden, muß dann auch für das Debut geſorgt werden, und hier handelt es ſich um die Organiſation des Erfolgs, die in den Pariſer Theatern bekanntlich eine ganz ſyſtematiſche iſt und in den künſtlichſten Abſtufungen nach einem feſten Tarif betrieben wird. Es kommt dann darauf an, den Chef der Claque, welcher die Truppe des Beifalls befehligt, für das Programm des Abends in der angemeſſenen Weiſe zu gewinnen. Hat die Debutantin eine ſentimentale und rührende Rolle, ſo muß der Thränen-Beifall (succès de larmes) organiſirt werden. Es giebt dazu im Syſtem der Claque beſtimmte Weinerinnen (pleureuses), die nach künſtlicher Berechnung auf verſchiedenen Stellen des Saals vertheilt werden, und man nimmt gewöhnlich an, daß zwanzig ſolcher Demoiſelles, die bei jedem Act reichliche Thränenſtröme vergießen, für den Erfolg ausreichen. Der komiſche Succès wird ebenfalls meiſtentheils durch Frauenzimmer organiſirt, die dem Publikum durch Grimaſſen und förmliche Lachkrämpfe das Beiſpiel geben müſſen, wie man dieſe Couplets der Debutantin und ihre ſchalkhaften und zweideutigen Pointen von einer unendlich komiſchen Wirkung findet. Dieſe Zeichen der Anerkennung, ſowie die Applaudiſſements überhaupt, ſind noch das Billigſte,

was der Preis-Courant der Bühnen-Erfolge gewährt. Am theuersten kommt das Bouquet-Werfen zu stehn, das aber natürlich nicht fehlen darf. Diese Bouquets stehen um so höher im Preise, wenn es der Entreteneur der Dame ist, der ihr dieselben werfen läßt. Der Autor des Stücks oder die Künstlerin selbst beziehen diese beliebteste der Ehrenbezeugungen um Vieles billiger.

Der Unterhalter der Schauspielerin wird also vor allen Dingen reich sein müssen, wenn er den Zweck dieser merkwürdigen Mission, die er in der gesellschaftlichen Welt übernommen zu haben scheint, erfüllen will. Er wird in der Regel ein Mann sein, dem die Aufgabe zugefallen, binnen Kurzem ein bedeutendes Vermögen zu ruiniren und der die liebenswürdige Genialität der Schauspielerin zur Hülfe rufen muß, um mit ihr aus Tausendfrancs-Noten Knallbonbons zu machen. Es ist keine Frage, daß es noch immer eine große Anzahl von Ehrenmännern dieser Art in Paris giebt, und namentlich sind es Franzosen, Russen und Engländer, welche um die Palme miteinander streiten, wer in kürzester Zeit die größten Summen mit einer Schauspielerin zu vergeuden im Stande ist. Der Unterhalter einer renommirten Schauspielerin macht jetzt nur noch durch die Massen Geldes, die er auf sie verwendet, Aufsehen, während

er in früherer Zeit, wo die Liebesverhältniſſe der Actricen noch eine Saite der Romantik anſchlugen, die bei dem ganzen Publikum wiederzuklingen pflegte, auch die Perſon des Entreteneurs als ſolche eine Rolle in der Pariſer Geſellſchaft ſpielte. Die tiefen Herzensleiden, welche die berühmte Mars mit ihren vielfach wechſelnden Liebhabern zu beſtehen hatte, die ſie vorzugsweiſe aus dem Offiziersſtande ſich erkor, beſchäftigten damals das Publikum mit allen Details, die man ganz genau erfuhr, und man war in allen Logen auf das Aengſtlichſte aufgeregt und geſpannt, wenn die große Künſtlerin Abends auf der Scene des Théâtre francais erſcheinen ſollte, von der am Morgen die Kunde durch ganz Paris gelaufen war, daß ſie ſich mit ihrem Freund überworfen oder von ihrem letzten Liebhaber verlaſſen worden ſei. Es war dies eine höchſt idylliſche Zeit, und ſie liegt noch gar nicht ſo entfernt hinter uns, wo man ſich in allen Kreiſen der Hauptſtadt darüber beunruhigen konnte, daß Dlle. Mars ihrem ungetreuen Liebhaber gedroht habe, Gift zu nehmen, oder wo man alle Augenblicke zagend erwartete, ſie werde ſich in ihrer Liebesverzweiflung ganz und gar vom Theater zurückziehen.

Man verſichert jedoch, daß in der heutigen Epoche, wo man für dieſe zarten Nüancen allerdings keinen

Sinn mehr hat, und wo der Liebhaber der Schauſpielerin mehr und mehr in den Entreteneur übergegangen, ſeit einiger Zeit auch dieſer letztere ſeltener zu werden anfange. In vielen Fällen ſcheint er nur noch eine myſtiſche Perſon zu ſein, die eigentlich gar nicht exiſtirt, auf die aber das prachtvolle Mobiliar von Polyſander und Nußbaumholz, die Goldſpiegel, die Vaſen, die Teppiche, die Spitzen, die Perlen und Diamanten, von der kleinen Schauſpielerin am liebſten zurückgeführt werden. Man begegnet dieſem Geber alles Guten zwar niemals, aber es gehört einmal zum traditionellen Glanz des Lebens einer Actrice, ihn zu haben, denn von wem ſollten auch alle dieſe ſchönen Sachen herkommen? Die Gage iſt zu klein, als daß nur die laufende Toilette in dem allerbeſcheidenſten Maaßſtab davon beſtritten werden könnte, und es erfordert der Anſtand, lieber eine einheitliche Perſon zu erfinden, deren Huldigungen dies abgewonnen worden iſt, als den Ertrag einer Actien-Unternehmung der Reize darin offen zuzugeſtehen. Der modernſte Ausdruck der Liebe iſt aber heutzutage in Paris die Actien-Unternehmung, durch welche mit ſo großer Leichtigkeit aus dem Antheil Vieler ein ganzes Capital herausgebracht wird. Gewiſſe Abſteige-Quartiere in Paris ſind die eigentlichen Creditbanken der Schauſpielerinnen geworden, in denen

ſie die Vorzüge ihrer Perſon für ein großes Publikum anlegen und ihre Actien zu einem ſehr hohen aber beſtimmten Preiſe au porteur auszugeben pflegen. Dieſe Rendezvous-Orte der Schauſpielerinnen, und jede Actrice hat dafür ihre beſtimmten Tage und Stunden in der Woche, ſind bekannt und haben ihren eigenthümlichen Charakter. Damen gewiſſer Art, die in vornehmen Quartiers von Paris große und bedeutende Wohnungen zu miethen pflegen, und darin auch wohl einige Penſionairinnen halten, geben ihre Appartements namentlich für die Schauſpielerinnen zu Zuſammenkünften jeder Art her, und ſie haben ihre Habitués, die bei ihnen verkehren, und dort jede wünſchenswerthe Bekanntſchaft machen. Parent-Duchatelet beſchreibt in ſeinem klaſſiſchen Werk über die Proſtitution von Paris (I. 497.) dieſe Rendezvous-Orte der Schauſpielerinnen und Figurantinnen in der glänzendſten Art, und liefert dadurch zugleich den Beweis, daß dieſe eleganten Abſteige-Quartiere für die Behörden der Sittenpolizei ſtets ſehr durchſichtig geweſen ſind. Man verſammelt ſich bei dieſen Frauen auch zu Diners, wo man ſich mit den verſchiedenſten Perſonen finden kann, und die ihren Charakter nach den Umſtänden tragen. Die Schauſpielerinnen treffen aber auch hier auf Specialmiſſionen ein, durch welche ſie herbeigerufen werden. Im

Sommer wohnen dieſe Quartierhalterinnen auf dem Lande, beſonders in Paſſy, und hier wird die Villeggiatur der Proſtitution in den angenehmſten Situationen geführt.

Die Vermiſchung der Schauſpielerin mit der Lorette wird hier ſchon auf das Vollſtändigſte vollbracht, wie dies auch bei den Parties fines in Maiſon dorée und bei anderen derartigen Reſtaurants bereits in der ausgreifendſten Weiſe der Fall iſt. Es ſcheinen dabei auf Seiten der Schauſpielerinnen auch von vornherein keine großen Bedenken zu herrſchen, denn die Courtiſanen erſter Klaſſe, die auch einen Salon zu halten pflegen, legen einen großen Werth darauf, in demſelben auch Schauſpielerinnen erſcheinen zu ſehen, und erlangen dieſes Glück auch ſehr häufig und in reichlicher Anzahl. Die bekannteſten Schauſpielerinnen, und keineswegs blos ſolche, die den kleinen und verdächtigen Theatern angehören, verkehren in dieſen Courtiſanen-Salons, in denen gewöhnlich die Unterhaltung darin beſteht, Karten zu ſpielen. Auch die Schauſpielerin öffnet in ihrem Hauſe ihre Salons, und man ſieht in denſelben, daß ſie keineswegs ſo unabhängig iſt wie die Courtiſane, die ihren Umgang bei weitem mehr nach ihrer Laune, nach ihrem perſönlichen Gefallen und nach ihren vortheilhafteſten Berechnungen wählen kann. Die Schauſpielerin, die

ſich zugleich als Künſtlerin behaupten muß, wenn ſie nicht die ihr von dieſer Seite her entſtehende Folie verlieren will, muß zugleich mit einer Menge von Menſchen, die ihr ſonſt höchſt gleichgültig ſein würden, intime Verhältniſſe unterhalten. Schon um Rollen zu bekommen, muß ſie mit Directeur und Regiſſeur zärtliche Einverſtändniſſe pflegen, und es gehört dies in Paris gewiſſermaßen zu den organiſchen Einrichtungen jedes Theaters, die ſchon hier bedingen, daß die Liebe ein Theil des Geſchäfts wird. Dann kommen zunächſt die Tageskritiker und Feuilletoniſten, welche die Chronik von Paris ſchreiben und im Reiche der Reclame herrſchen. Mit ihnen muß ein beſonders vertrauter Bund geſchloſſen werden, denn es kann noch nichts helfen, daß die Direction ſie auch in guten Rollen auftreten läßt, es muß nachher wie vorher auch der nöthige Lärmen darüber ſich verbreiten, weil davon der ganze Nimbus der Schauſpielerin ſowohl beim Publikum wie bei den Kreiſen, auf welche ſie vorzugsweiſe ſpekulirt, abhängt.

Die intime Verbindung zwiſchen Schauſpielerinnen und Literaten, die zu dem typiſchen Charakter dieſer Sphäre gehört, gränzt leicht an ein gewiſſes cameradſchaftliches Zuſammenleben, das ein eigentlich leidenſchaftliches Verhältniß eher zu hindern ſcheint. Man nennt ſich Du in dieſem Kreiſe, man raucht

und trinkt zuſammen, man neckt ſich bei ſeinen Spitz-namen und bei den geheimſten Beziehungen, und wenn die Actrice in die tollſten Wirbel ihrer Laune geräth, entſtehen tumultuariſche Scenen der barocke-ſten Art, und ihr Kleid hochhebend, ſtülpt ſie dem nicht in allen Dingen fügſamen Kritiker ihre Crino-line über den Kopf, um ihm zu beweiſen, daß er ſein Urtheil ganz und gar ihren Reizen unterwerfen müſſe. Denn es giebt Orgien in dieſer Sphäre, die einer mörderiſchen Schlacht gleichen, und wenn die Drôleſſe der franzöſiſchen Schauſpielerin ſich bei den Vorpoſten-Gefechten erſchöpft hat, ſchwingt ſie ſich da, wo ſie ungenirt ſich ſelbſt überlaſſen iſt, zu einem Gipfel der Gemeinheit empor, auf dem ſie ein faſt großartiges Darüberſtehen über allen ſocialen Tra-ditionen an den Tag legt. Gegen dieſe Bacchantin ihrer eigenen Tollheit, (die Sinne kommen dabei gar nicht in Betracht) iſt Alles, was man in deutſchen Schauſpielerinnenkreiſen ſehen kann, und wenn es das Aergſte wäre, beinahe nur ein patriarchaliſches Still-leben. Das Familienleben, dem die deutſchen Schau-ſpielerinnen jetzt großentheils angehören, hat hier frei-lich am meiſten dazu beigetragen, die wilden Sitten eines Standes zu mildern, der ſchon durch ſeine Kunſt ſich berechtigt hält, überall die ſocialen Schranken zu überſchreiten. Dieſe Abdämpfung der Schauſpieler-

Natur durch ſolide Hauseinrichtung, geheimräthliche Dreſſur der Perſönlichkeit und durch Coupons-Abſchneiderei, macht ſich allerdings auch in der eingetrockneten Darſtellungskunſt auf dem heutigen deutſchen Theater bemerklich, beſonders in Rollen, wo es ſich um ein außergewöhnliches, geniales Naturell und um das Spiel tiefer Leidenſchaften handelt.

Die franzöſiſche Schauſpielerin, welche die eigenthümliche Stellung ihres Standes auch geſellſchaftlich und perſönlich mit der größten Freiheit und Rückſichtsloſigkeit ausgeprägt hat, wird darum in gewiſſen geheimnißvollen Tiefen und Untiefen ihrer Kunſt immer eine unübertreffliche Meiſterſchaft behaupten. Sie hat es dabei nicht zu bedauern, daß ſie mit der beſtehenden Geſellſchaft auf einem geſpannten Fuße lebt, denn theils weiß ſie ſich dieſe Geſellſchaft mehr und mehr in ihre eigenen magiſchen Kreiſe herüberzulocken, theils iſt ſie ſich genau bewußt, daß ſie durch den geſellſchaftlichen Zwang an ihrer Kunſt und an ihren Geſchäften den größten Schaden nehmen würde. Eine ſeltſame Anomalie bietet in dieſer Beziehung die Sängerin dar, die in Frankreich häufig ihre ſociale Poſition gegen die der Schauſpielerin zu unterſcheiden weiß, und deshalb auch danach ſtrebt, eine berechtigte Aufnahme in der Geſellſchaft zu finden. Die Sängerin verheirathet ſich daher gern auf eine

ganz legitime und regelmäßige Weiſe, und ſieht dabei ſehr genau auf die geſellſchaftliche Stellung, welche ſie durch dieſe Heirath außerhalb der Theaterſphäre erlangen kann, während die Heirath, welche die Schauſpielerin ſchließt, immer ſpecifiſch dem Theaterhandwerk angehört und aus der Couliſſe hervorgegangen iſt. Die verheirathete Sängerin wird dann eine willkommene und ganz ebenbürtig empfangene Figur in den vornehmſten Salons, in denen man auf die Annehmlichkeit Werth legt, von einer berühmten Stimme profitiren zu können, ohne dieſe zauberhafte Nähe durch ein Zugeſtändniß der Convenienz erkaufen zu müſſen. Denn ebenſo wenig ſchadet es dem Gatten der Sängerin, welchem Range er auch angehören mag, in ſeiner geſellſchaftlichen Reputation, daß er auf dieſe Weiſe eine Alliance mit einer Theater-Perſönlichkeit geſchloſſen. Es ſind dies Spielarten des ſocialen Eigenſinns, die gerade deshalb, weil man ihren Grund nicht leicht einſieht, einen erhöhten Reiz und eine unbeſtrittene Geltung haben. Daß die Sängerin bloß mit der Kehle ſingt, ſcheint der vornehmen Geſellſchaft ſchon eine Art von Garantie für dieſelbe eingeflößt zu haben. Eine Tänzerin würde darum, und wenn ſie einen der erſten Würdenträger des neuen Kaiſerreichs geheirathet hätte, niemals dieſe geſellſchaftlichen Garantieen darbieten

können, weil man ſelbſt hinter der ſorgfältigſten Salon-Toilette doch niemals den ſprühenden Focus ihrer Beine hinlänglich verwahrt glauben würde. Und bei der Schauſpielerin, bei der eigentlich Alles mitſpielt, was ſie am Leibe hat, iſt dies in einem noch viel umfaſſenderen Grade der Fall. Die Salon-Damen lehnen daher dieſe Concurrenz noch mit der verächtlichen Bezeichnung des Handwerks ab, doch werden die heutigen Salons in Paris auch dieſe Ausſchließlichkeit nicht mehr lange behaupten können. Einzelnen Perſönlichkeiten gegenüber, die zu ſehr über das gewöhnliche Niveau hinausragten, hat ſie nie ganz Stand halten können. So war Rachel, die letzte Hoheprieſterin der Tragödie im großen Stil, auf allen Höhepunkten der franzöſiſchen Geſellſchaft willkommen, wo ſie ſich nur einſtellen wollte, und man rechnete über andere Dinge, die mit dem Hoheprieſterthum nicht im völligen Einklang ſtanden, ſchwerlich mit ihr ab. —

IV.

Die inneren Kämpfe im Empire, und die Ideen von 1789.

Es giebt im heutigen Kaiserreich im Grunde nur noch drei Parteien, von denen jede einen großen Topf bildet, in welchem einstweilen die verschiedenartigsten Ingredienzien zusammengeschüttet liegen. Die erste Partei ist die kaiserliche Partei, die am Hof, in der Armee und in den Beamtenklassen wurzelt, und für welche das Empire unter allen Umständen der in ihren Händen befindliche Trumpf ist, den sie spielen müssen, wenn sie gewinnen wollen. Diese eigentlich napoleonische Partei, welche der erste Topf am Feuerheerde des Kaiserthums ist, bildet zugleich jetzt das vorherrschend conservative Staatselement, das Element der Ruhe und Ordnung, das bei den auswärtigen Mächten die Friedensgarantieen des napoleonischen Kaiserthums von Tag zu Tag erhöhte, und im

Werthe steigen ließ. Louis Napoleon hat in der letzten Zeit auch die kleinere Bureaukratie nicht verabsäumt, denn sie ist im Grunde, neben der Armee, der wichtigste Einschlag in die napoleonische Verfestigung der französischen Gesellschaft, da die Sicherheit und Wohlgenährtheit des Beamtenstandes zugleich die Erhaltung der Familie gerade in der breitesten Mitte der Gesellschaft betrifft. Das constitutionelle Regime hatte das französische Beamtenthum unsicher gemacht, da die rasch aufeinander folgenden Ministerwechsel, namentlich unter der Regierung Louis Philipps, auch der Mehrzahl der Beamten beständig den Stuhl vor die Thür setzten und dadurch schon während der Amtsführung Mißtrauen, Tergiversation und finanzielle Ausbeutung der Stellen verursachten. Darüber ist das Empire weit hinaus, denn es kann innerhalb des napoleonischen Kaiserthums, das in dem Willen des Kaisers und angeblich auch in der napoleonischen Idee und in den Ideen von 1789 fest ruht, keinen Systemwechsel mehr geben. Die Beamten sind dadurch stabil geworden und wirken für die Stabilität des Kaiserthums selbst. Man muß erstaunen, wie weit es bereits gelungen ist, eine napoleonische Bureaukratie auszubilden, die eine bürgerliche Ergänzung der Armee geworden ist, und ihren Diensteifer für das Kaiserthum wenigstens äußerlich

nicht genug an den Tag legen kann. Die Arbeiter gehören nicht in dieſen Topf, denn allen Liebkoſungen und Wohlthaten wird es nicht gelingen, aus ihnen eine kaiſerliche Partei zu machen.

In dem zweiten Topf werden Diejenigen gekocht, welche ſich unter keiner Bedingung mit dem napoleoniſchen Kaiſerthum vereinigen mögen, die aber ihren Platz am Heerde nicht haben aufgeben wollen. Es iſt die Speiſe der Zukunft, welche in dieſem Topf brodelt, und die aus allen feindlichen Elementen, welche das Kaiſerthum nur irgend gegen ſich hat, ohne Rückſicht auf ihre ſonſtige Zuſammengehörigkeit bereitet wird. Die Trümmer der alten Parteien liegen darin in einer nahe gerückten Gemeinſchaft zuſammen, wie man ſie ſchon früher wohl, und dann in den unheilvollſten Momenten der franzöſiſchen Geſchichte, mit einander betraf. Der erbgetreue, rein monarchiſche Legitimismus, der wenn auch nur in kleinen Stücken vorhandene conſtitutionelle Orleanismus, die volksſouveraine Demokratie, die Ueberreſte der freien Wiſſenſchaft und Forſchung, der republikaniſche Socialismus und alle oppoſitionelle Intelligenz des Jahrhunderts ſind in dieſer gleichen Stellung, welche ihnen das Kaiſerreich zu ſich angewieſen, und in der Ohnmacht der Poſition, die ihnen dadurch nicht minder bereitet worden, mit allen ihren Schwänzen ineinan-

der gewachſen, und bilden in dieſer Gruppe einen wahren Rattenkönig, der an dem ſtarken Feuer des Empire hinlänglich ſchwitzen und ſchmoren mag. Schon dieſe Figur, welche das Parteien-Conglomerat des zweiten Topfes zeigt, deutet auf die innere Unbeweglichkeit dieſer eigentlichen Feinde des Kaiſerthums hin. Wer ſo lange ſtill liegt unter der Gewalt eines mächtigen Gegners, muß zuletzt die Kraft verlieren, ſich zu bewegen, und dies iſt bei den Parteien Frankreichs, die ſich nicht mehr erheben, ſondern nur noch ineinander wachſen konnten, bereits ſo entſchieden zu Tage getreten, daß die Unmöglichkeit eines Umſturzes der kaiſerlichen Dinge durch eine innere Partei- und Volksbewegung bereits ſo gut wie bewieſen zu ſein ſcheint. Dagegen iſt unter dieſen Umſtänden die Gefahr gewachſen, daß das Kaiſerthum nur noch einem verhängnißvollen Ereigniß von Außen her weichen könne, was die gegen das Leben des Kaiſers gerichteten Attentate auf eine ſo unheilvolle, die verderbliche Situation nach allen Seiten hin bloßlegende Weiſe beſtätigt haben.

Im dritten Topfe, den wir am Heerd des Kaiſerthums erblicken, zwitſchern dagegen noch mehrere buntgefiederte, luſtige Vögel, die aus den Idées napoléoniennes das Stichwort der imperialiſtiſchen Demokratie aufgefangen haben und nun in Va-

riationen, die sehr erbaulich klingen aber doch auch wieder ihre sehr schmerzhafte Resonanz haben, das Lied von der Verbindung des Kaiserreichs mit der Freiheit, von der Einheit des Empire und der Demokratie, singen. Diese Vögel, die aber schon kaiserlich angebraten sind an Fleisch und Bein, bestehen meist aus den Ueberläufern der alten Parteien, die aber noch hüben und drüben etwas gelten möchten, und entweder bei ihrem Gewissen oder bei ihren alten Freunden nur für solche Biedermänner angesehen sein wollen, die rein nur um der Freiheit willen in das kaiserliche Lager übergegangen sind, und die gerade noch zur rechten Zeit erscheinen, um der Hochzeitsfeier des Empire mit der Demokratie beizuwohnen. Es sind dies die Stellenjäger auf allen Gebieten, die Männer jeder vortheilhaften Situation, dann besonders auch die Publizisten und Journalisten, welche die große Carrière der Schreibfeder, die man noch unter Louis Philipp machen konnte, nicht vergessen haben.

Unter diesen Gelegenheitsmännern, die in dem dritten Topf am Kaiserheerde so rührig und allbeweglich herumkrabbeln, darf man sich nicht wundern, Figuren, wie Herrn Emil von Girardin, noch immer obenauf, und den Kopf über alle andern hervorsteckend, zu erblicken. Aber während, um mit Shakspeare zu

reden, „Lady Metze am Feuer ſtehen und ſtinken darf," was ſo ganz natürlich iſt, fangen auch die ſtaatsmänniſchen Notabilitäten aus der Zeit Louis Philipps bereits an, in den Topf zu ſpazieren, was neulich bei der Wiedereinſetzung des Herrn Dupin (André Marie) in ſeine Stelle als General-Procurator am Caſſationshofe zu einer ungemein feierlichen Komödie führte. Der ältere Dupin, einſt ein orleaniſtiſcher und conſtitutioneller Mann vom Kopf bis zur Fußzehe, und mit einem beſonderen Talent Virtuoſe aller Aalbewegungen in der parlamentariſchen Epoche, hatte jedoch erſt im Jahre 1852 ſein Amt als General-Procurator niedergelegt, um, wie er jetzt in ſeiner Rede bei der erwähnten Feierlichkeit ſich ausdrückte, mit größerer Freiheit die fromme Pflicht zu erfüllen, welche ihm der letzte Wille des unglücklichen Königs Louis Philipp aus der Verbannung auferlegt hatte, indem er ihm auftrug, als Vollſtrecker ſeines Teſtaments die Privat-Intereſſen ſeiner Familie zu wahren. Obwohl dieſe Aufgabe noch keineswegs ihre vollſtändige Erledigung gefunden haben kann, wie auch bei dieſer Gelegenheit durch eine öffentliche Erklärung der übrigen Teſtaments-Executoren ſich beſtätigt hat*), ſo glaubte doch Dupin jetzt dem Ruf

*) In einem Schreiben im Spectateur, welches von den Herren Duc de Montmorency, Comte de Montalivet und

des Kaiſers, der wieder zu ihm in ſeine Einſamkeit gedrungen ſei, entſprechen zu müſſen. Seine Verſicherung, er habe von jeher Frankreich und niemals den Parteien angehört, bezeichnete mit der ihm eigenen klugen Phraſeologie die Hängebrücke, auf welcher er mit ſo vielem Anſtand als möglich in den kaiſerlichen Dienſt zurückgekehrt iſt. Wie ſehr man dies von kaiſerlicher Seite her zu erleichtern geneigt iſt, ging bei jenem bemerkenswerthen Rede-Actus aus der Gegen-Complimentirung des Herrn Troplong hervor. Troplong, jetzt der erſte Präſident des Pariſer Caſſationshofes, hat in Reden und Schriften

---

A. Scribe unterzeichnet iſt, erklärten die Teſtaments-Executoren: „rechtlich ſei dieſe Aufgabe nicht erfüllt, ſo lange die Liquidation des Nachlaſſes noch zu bewerkſtelligen, ſo lange die Söhne Louis Philipps noch die Herausgabe des väterlichen Erbes erwarten, und die wirklichen oder zukünftigen aus der Liquidation hervorgehenden Schwierigkeiten noch zu regeln ſind. Thatſächlich aber müſſe bemerkt werden, daß die Teſtaments-Exekutoren nicht bloß mit der Ausübung des Willens des Königs betraut waren; ſie hätten von der ganzen Königlichen Familie die Ehre einer viel ausgedehnteren und viel intimeren Aufgabe angenommen: die Aufgabe, als Beiräthe alle Operationen zu leiten, als Schiedsrichter und Vermittler alle Fragen zu entſcheiden, welche die Anwendung der Decrete vom 22. Juni 1852 (die Confiscations-Decrete) die für die Prinzen des Hauſes Orléans den Familien-Acten und dem gemeinen Rechte ſubſtituirt worden, nothwendig hervorrufen mußte. Es fehle noch Viel daran, daß dieſe doppelte Aufgabe ihr Ende erreicht habe."

immer ein großes Talent bewieſen, den Nagel der napoleoniſchen Principien auf den Kopf zu treffen, und über die Verbindung der Freiheit mit dem Kaiſerreich einen gewiſſen philoſophiſchen Nimbus auszubreiten. Er entwickelte darum auch bei dieſer Gelegenheit wieder den neukaiſerlichen Grundgedanken, daß die Inſtitutionen des Kaiſerreichs von den Prinzipien von 1789 inſpirirt ſeien, und daß, wenn das Geſetz der Ausdruck des allgemeinen Willens iſt, es keine loyalere Regierung gebe, als die, welche zur Baſis das allgemeine Stimmrecht hat, und welche die Freiheit als Summe der Zugeſtändniſſe, die ein Volk nur verlangen kann, zum Dach ihres neuen Gebäudes gemacht hat. Es ſind dies zwar nur Worte, Worte, Worte, aber Worte, die zum kaiſerlichen Programme gehören und die den eigentlichen Dunſtkreis deſſelben bezeichnen, in dem auch noch eine principielle Debatte möglich ſcheint, aber freilich nur in der Tragweite eines Vogelbauers, worin der unvorſichtig Aufflatternde ſich ſogleich den Kopf an den Stangen zerſtoßen muß. Es war aber eine beſondere Aufmerkſamkeit für Dupin, daß er bei ſeinem Eintritt in den Kaiſerdienſt mit den großen Glocken begrüßt wurde, die Freiheit und Empire läuten, ohne Zweifel, um ihm dadurch die Conſequenz

zu erleichtern, was Anderen von geringerem Schlage nicht ſo leicht wiederfährt.

Eine kleine, nur ganz geheim zuckende Controverſe in jenem Redeſpiel iſt aber auch nicht zu überſehen, ſondern vielmehr als höchſt charakteriſtiſch für alle Betheiligten anzuerkennen. Dupin betonte in ſeiner Antrittsrede zugleich, daß der Kaiſer ihm freiwillig entgegengekommen und ihn aufgeſucht habe („aujourd'hui que la bienveillance spontanée de l'empereur venant me trouver" —). Dies glaubte aber doch der feine Meiſter Troplong nicht hingehen laſſen zu dürfen, und ſchlagfertig wie er iſt, gab er nun mehr als deutlich zu verſtehen, daß der Kaiſer die angebotenen Dienſte anzunehmen für gut befunden habe. („Et pourquoi l'Empereur avait-il hésité a vous permettre de consacrer au service de la justice, qui est aussi le sien, votre grande renommée judiciaire"?)

Jedenfalls mußte aber jetzt großer Jubel im kaiſerlichen Lager darüber herrſchen, daß man ihn jetzt hatte, einen Mann wie Dupin, den eigentlichen Hausfreund der Orléans, denſelben, der einſt in der Deputirten-Kammer von 1815 für die Abdankung des Kaiſers Napoleon geſtimmt und der ſich mit ſeinem großen Einfluß gegen die Abſicht erklärt, einen Napoleon II. zum Thronfolger auszurufen, der dann ein

Grundpfeiler des Julithrones wurde, der in den Februartagen die Herzogin von Orléans mit ihren beiden Prinzen in die Deputirten-Kammer geleitete, und die Abdankung des Königs zu Gunsten des Enkels und die von dem König beschlossene Uebertragung der Regentschaft auf die Herzogin der Kammer empfahl. In diesem Jubel wurde aber Dupin jetzt nicht nur von Neuem zum General-Procurator des Cassationshofes, sondern zugleich zum napoleonischen Senator ernannt, welche Ehre ihm gleichzeitig mit Herrn Cochelet, dem Sohn der ehemaligen Gouvernante der Königin Hortense (und der Verfasserin so liebenswürdiger Memoiren über die Mutter des Kaisers) wiederfahren ist. Die Gewinnung Dupins ist in Frankreich wie im Auslande als ein wichtiges Zeichen von der vorgeschrittenen inneren Befestigung des neuen Kaiserreichs aufgenommen worden. Vielleicht hat es aber auch Manche, die in dem dritten Topfe zappeln, versucht, noch heftiger als sonst nach dem imperialistischen Freiheitsköder zu schnappen und sich in die vermeintliche Substanz desselben zu verbeißen. Und eine Aufregung dieser Art konnte in der That nahe liegen, wenn man sah, wie der vierundsiebzigjährige Nestor des französischen Parlamentarismus, der seit 1815 Mitglied aller Kammern, und acht Male ihr Präsident gewesen, der das con-

ſtitutionelle Weſen in Frankreich als Amme an ſeiner Bruſt geſäugt und als Mentor an ſeiner Hand gehen gelehrt, nun dieſen feſtlichen und hochwillkommenen Einzug in die offizielle Welt des Empire hielt.

Es war begreiflich, daß ſich einen Augenblick lang ſogar eine Verwirrung darüber erzeugen konnte. Einige Leute fingen jetzt plötzlich an, mit der Einführung einer „conſtitutionellen Oppoſition" im heutigen Kaiſerreich ſich zu ſchaffen zu machen, worauf ohne Zweifel die imperialiſtiſche Transfiguration Dupins die Phantaſie hingelenkt hatte, nachdem ſchon zuvor die neuen Wahlen zum legislativen Körper im Sommer 1857 die wunderlichſten Hoffnungen in den Gemüthern verbreitet. Man hatte bei dieſen Wahlen ſchon das Experiment verſucht, Demokraten und Republikaner in die Legislative zu bringen, und die Namen Cavaignac, Carnot, Goudchaux, Henon und andere waren plötzlich mit einem ſeltſamen Klang wieder aus den Wahl-Urnen hervorgegangen. Zwar ſchien es auf der einen Seite, als ob es dabei nur auf eine Demonſtration gegen das Kaiſerthum angekommen wäre, denn die wirkliche Annahme der Wahl beſonders von Seiten Cavaignac's und Carnot's wurde von vorn herein als zweifelhaft hingeſtellt, weil man nicht für möglich halten konnte, daß dieſe Koryphäen der franzöſiſchen Demokratie den Eid der

Treue gegen Verfassung und Kaiser bei ihrem Eintritt in das Corps législatif leisten würden. Der General Cavaignac hatte auch noch zwei Tage vor seinem Tode einen seitdem veröffentlichten Brief an den Obersten Charras geschrieben, worin er bestimmt erklärte, daß er diesen Eid nicht leisten würde. Man konnte sich von dem consequentesten Mann seines Jahrhunderts auch in der That keiner anderen Entschließung versehen, und Carnot, der diesem stählernen republikanischen Charakter vollkommen gleicht und ihn vielleicht nur noch schroffer und systematischer in sich ausgebildet hat, sandte bei Eröffnung der Legislativen dieselbe auf die Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen hindeutende Erklärung ein, während mehrere andere oppositionelle Abgeordnete allerdings diesen Verfassungseid leisteten.

Dies war jedenfalls schon ein Schauspiel, welches der kaiserlichen Regierung nicht angenehm sein konnte, und sie bereute es auch ohne Zweifel, soviel Spielraum der freien Bewegung innerhalb der neuen Institutionen verstattet zu haben. Der Kaiser beschloß, daß künftig schon die Wahlcandidaten den Verfassungs-Eid leisten und nur nach vorgängiger Erfüllung desselben gewählt werden könnten. Denn diese Vorgänge glichen zu sehr einem Aufruf an die demokratische Partei, die bei dieser Gelegenheit den Vortheil

gehabt hatte, ſich in ihren noch durch das Land beſtehenden Verzweigungen zu prüfen und gewiſſermaßen ihre numeriſche Stärke überſchlagen zu können.

Nichtsdeſtoweniger hat ſich aber das napoleoniſche Kaiſerthum mit einer Art von Parlamentarismus umgeben, und parlamentariſche Inſtitutionen werden immer mehr oder weniger an die Freiheit erinnern, wie beſchränkt ſie auch in ihrem Einfluß auf das wirkliche Staatsleben ſein mögen. Das napoleoniſche Kaiſerthum hat zwar an ſich und in ſeinem Princip ſo wenig mit parlamentariſchen Einrichtungen zu ſchaffen, daß man, wenn es ſeinen Urſprung und ſeine Berechtigung nicht fortdauernd aus den 7,400,000 Wahlſtimmen herleitete und dadurch der Volksrepräſentation eine ſo fundamentale und nicht mehr bei Seite zu ſchiebende Stelle einräumte, nicht begreifen würde, warum es ſich eigentlich den Parlamentarismus hält. Denn zeugen will und kann es mit demſelben nichts. Das Kaiſerthum befindet ſich mit dem Parlamentarismus mehr oder weniger in der Lage wie ein Impotenter mit ſeiner Maitreſſe, die er ſich gleichwohl zum Staat hält, und mit der im befriedigendſten Einvernehmen zu ſtehen, als eine ganz beſondere Schmeichelei für ihn ausgelegt werden kann.

Weil aber das Kaiſerthum noch immer, und man wird bald ſagen mit einer gewiſſen Großmuth, daran

festhält, seine Legitimität aus den Volkswahlen und aus dem allgemeinen Stimmrecht herzuleiten, so wird auch selbst in der offiziellen Sprache des Empire von Zeit zu Zeit immer wieder von der Freiheit die Rede sein müssen. Zuweilen nimmt diese Sprache dann einen plötzlichen, fast passionirten Aufschwung, und man glaubt eines schönen Morgens in Paris, man brauche sich nur noch die Augen zu reiben, um wirklich den Tag angebrochen zu sehen, wo die Weissagung der „napoleonischen Ideen" in Erfüllung gegangen ist, und wo die dort ausgesprochen Worte Louis Napoleon's*): „l'Empereur doit être considéré comme le Messie des idées nouvelles" in jedem Hause und auf allen Straßen zur Anwendung gekommen sind. In allen Blättern ist dann davon mit der ernsthaftesten Stimme von der Welt die Rede, und wer in solchen Augenblicken die kühnsten und geschicktesten Wendungen ersinnt, die zu Nichts verpflichten und doch einen gewaltigen Klang haben, der hat die größten Ansprüche auf einen Preis zu machen.

Diese eigenthümlichen Hebel, die doch nur dazu dienen können, die Maschinerie nicht rosten zu lassen, wurden beim Beginn der neuen Session des legis-

*) „Des idées napoléoniennes" ch. II. in den Oeuvres de Louis Napoléon Bonaparte T. I.

lativen Körpers von 1857 auf 1858 von neuem mit einer bewundernswürdigen Virtuosität in Bewegung gesetzt. Selbst die officielle „Patrie“, in der die Feder eines gewissen Charles Schiller besonders thätig ist, machte in diesen Tagen eine Erfindung, die als wahres Kaiser-Parfüm in alle bonapartistischen Nasen stieg. Sie erfand „die Demokratie ohne die Revolution,“ und sammelte in einigen Artikeln, welche dies neue Stichwort glänzend verfochten, einige der pikantesten Strahlen der heutigen imperialistischen Politik in sich auf. Das Kaiserreich wurde darin als die „Demokratie ohne die Revolution“ neu verkündet, und es wurde hinzugesetzt, man müsse es mit dieser „heilsamen Unverträglichkeit“ annehmen, wenn man nicht die Revolution ohne die Demokratie haben wolle. Das officielle Blatt öffnete aber zugleich alle Schleusen seiner Beredsamkeit, um den Charakter des Kaiserreichs dahin zu erklären, daß derselbe in nichts Anderem als in der sogenannten wahren und ächten Demokratie bestehe. Der Charakter, die Doctrinen, die Zwecke des Kaiserreichs ließen sich eben nur in dem Worte: Demokratie zusammenfassen und erschöpfen. Etwas künstlicher noch nimmt sich der prächtig geflochtene Schweif aus, welcher der Kaiser-Statue der Demokratie angeklebt wird, indem es hinterher heißt: „Die Freiheit mit den Sitten versöhnen,

ſie nach den Intereſſen der moraliſchen Ordnung der Geſellſchaft regeln, das iſt die zu löſende Aufgabe des Kaiſerreichs."

Faſt in Uebereinſtimmung mit dieſen officiellen Phraſen, und wie durch dieſelben hervorgelockt, eröffnete ſich gleichzeitig eine Debatte in dem Courrier de Paris, einem Blatt, das erſt neuerdings erſtanden und einem Speculanten, dem ſpaniſchen Hofagenten Herrn Proſt, ſeine Entſtehung verdankt. In den Artikeln dieſer Zeitung handelte es ſich plötzlich um nichts Geringeres, als um die hereinbrechende Morgenröthe einer „conſtitutionellen Oppoſition", die man am Himmel des Kaiſerreichs ſchon ganz deutlich und unverkennbar aufgehen ſehn wollte. Der Refrain dieſer Artikel, die ſofort ein gewaltiges Aufſehn erregten, war der, daß das Kaiſerreich und die Freiheit ſich ebenſo leicht verſöhnen könnten, als das Kaiſerreich und der Friede. Es wurde ganz laut gefragt, warum das Kaiſerreich, welches der glorreiche Frieden ſei, denn nicht auch die fruchtbringende Freiheit ſein könne? Und auf dieſe ſo ungemein naive Frage wurde dann mit der Klugheit der Schlange, die ſich in ihren eigenen Schwanz beißt, geantwortet: „Das Kaiſerreich, welches der Friede iſt, kann daher auch die Freiheit ſein." Dieſe Logik, welche die Logik der aſchgrauen Möglichkeit iſt, gab ſich zugleich den An-

ſchein, das: „gutgebrüllt, Löwe!“ ſich mit vollen Lungen zu verdienen, und man war im Lande geneigt, der Sache ein um ſo größeres Gewicht beizulegen, als man erfuhr, daß dieſe Artikel von Emil von Girardin herrührten und vielleicht ſogar durch den Prinzen Napoleon inſpirirt ſeien. Der kurze, wenig Umſtände machende, pikante Schlagſtil des Herrn von Girardin war auch ſogleich in dieſen Artikeln erkannt worden, die zu Anfang des Jahres 1858 unter den pompöſen Ueberſchriften: „Europa, Frankreich, das Kaiſerthum und die Preſſe“, „Autorität und Freiheit“, „miniſterielle Verantwortlichkeit und conſtitutionelle Oppoſition“ einen neuen Wendepunct des Kaiſerthums anſagen und begründen wollten.

Das Programm der conſtitutionellen Oppoſition wurde als ein ſchon fertiges den Leſern des Courrier de Paris dargereicht, und viele Leute merkten nicht gleich, daß es nur eine wohlgefertigte Attrape war, die vor ihren überraſchten Blicken aufgeſtellt wurde. Das Programm hieß: „Kaiſerthum und allgemeines Stimmrecht als Grundlage; Autorität und Freiheit als Mittel; Stabilität und Fortſchritt als Ziel.“ Dies wurde folgendermaßen entwickelt: „Die Demokratie iſt im heutigen Kaiſerreich zur Herrſchaft gelangt, ſie beſitzt ihre Dynaſtie und hat ihre Fahne aufgepflanzt. Das politiſche Werk iſt vollendet, aber

das ſociale beginnt erſt jetzt. Alles Gute, was die Vergangenheit gebracht hat, wird die Demokratie beibehalten; aber ſie muß eine beſſere Zukunft ſuchen, und zwar ohne Zagen und Bedenken. Mit dem allgemeinen Stimmrecht hat Frankreich ſich die freieſte und demokratiſcheſte Verfaſſung gegeben; mit dem Kaiſerreich hat es ſich die Stabilität gegeben. Das Kaiſerreich giebt dem Staatsoberhaupt viel Autorität, und das allgemeine Stimmrecht giebt dem Volke große Freiheit. Das Erſte ſchließt aber das Zweite nicht aus."

Ein ſolches Raketen-Gepraſſel war kaum noch in der neuen Aera des Kaiſerreichs losgelaſſen worden. Die Leuchtkugeln, wenn ſie auch zerplatzten, ſobald man ihnen länger nachſah, waren doch mit einer großen Geſchicklichkeit geworfen, und konnten zugleich zu einer neuen Verherrlichung des Kaiſerthrones dienen. In dieſer Beziehung war auch die Debatte, welche der Courrier de Paris mit einem engliſchen Blatte über die Verantwortlichkeit der Miniſter anfing, von beſonderem Intereſſe. Das engliſche Journal hatte behauptet, daß eine conſtitutionelle Oppoſition ohne eine Verantwortlichkeit der Miniſter nicht beſtehen könne. Der Courrier ſuchte nun das Gegentheil zu beweiſen, indem er meinte, daß Louis Napoleon in allen ſeinen öffentlichen Handlungen den-

ſelben Gedanken ausgeſprochen und ſich deshalb auch das Recht vorbehalten habe, den geſetzgebenden Körper aufzulöſen.

Dieſe Debatten im Kaiſerreich ſind für die ganze heutige Phyſiognomie deſſelben, und für die Deutung ſeiner Gegenwart und Zukunft, zu wichtig, um nicht noch einen Augenblick lang dabei ſtehen zu bleiben. „Der Kaiſer," ſagte Emil von Girardin in ſeiner neuen Maske als Courrier de Paris," weiſet die Freiheit nicht zurück; er läßt ſie zu. Dieſes reicht hin, um eine Oppoſition zu bilden, die der Anſicht iſt, daß das Gebäude des 2. December ſtark genug iſt, um die verſprochene Freiheit zu vertragen. In England giebt es keine extra-officielle Oppſition. In Frankreich haben wir nur eine extra-officielle, die dem allgemeinen Stimmrecht keine Rechnung trägt, die das Kaiſerreich und die neue Dynaſtie nicht anerkennt. Dieſe Oppoſition iſt zum Stillſchweigen verdammt, aber ſie beſteht deshalb doch. Das Kaiſerreich ſteht zwiſchen geſchworenen Feinden, die nichts billigen, und geblendeten Freunden, die Alles gutheißen. Zwiſchen Beiden giebt es alſo einen Platz, den man im doppelten Intereſſe des Kaiſerreiches und der Freiheit einnehmen kann, und welchen anderen Namen könnte man ihm geben, als den der conſtitutionellen Oppoſition?"

Der kaiſerlichen Regierung ſchien es einen Augenblick lang angenehm zu ſein, daß die principielle Einöde ringsum ſie her einmal wieder mit einem ſo lebhaften und doch höchſt ungefährlichen Phraſen-Feuer unterbrochen wurde. Es mußte der Regierung auch ſchmeichelhaft genug ſein, es ſich plötzlich von ſo vielen Seiten her atteſtirt zu ſehen, daß ſo viele goldene Früchte, als da ſind: „Freiheit," „Demokratie," „conſtitutionelle Oppoſition," ſchon ganz wie von ſelbſt auf dem kaiſerlichen Boden wachſen, und ohne nach Oben oder nach Unten hin gefährlich zu ſein, ſchon von Vielen als wirkliche Nahrung genoſſen zu werden anfangen. Denn es wimmelte und fluthete jetzt plötzlich in allen Pariſer Zeitungen von nichts als von Kaiſerthum und Demokratie und Freiheit, von der glücklichen Demokratie ohne Revolution und dem glücklichen Kaiſerthum mit Demokratie und Freiheit, mit dem gezähmten Wildfang von conſtitutioneller Oppoſition hinter ſich, der den Harlekin im Mantel der kaiſerlichen Inſtitutionen ſpielte. Aber im Ernſt, es war ein ungeheures Aufſehen und Lärmen in der geſammten Preſſe entſtanden; man ſchoß Redensarten in ganzen Salven ab, welche weithin die Luft erſchütterten, und was das Schlimmſte war, es wußte Niemand mehr recht, was er von dem Spectakel denken ſollte. Man kam zwar auf den Gedan-

ken, daß es ſich bei den Blättern auch bloß um ein Manoeuvre handeln könne, Abonnenten zu fiſchen, denn die kurz zuvor eingetretene Suspendirung der „Preſſe" hatte alle Zeitungen, ſelbſt die officiellen, lüſtern gemacht, die auseinandergehenden Schwärme dieſer Abonnenten für ſich einzufangen, und dazu hielt man es ſchon der Mühe für werth, eine Zeitlang auf dem Kopf zu ſtehn und mit der imperialiſtiſchen Freiheit Purzelbäume zu ſchlagen. Da der Courrier de Paris, der dieſe Pauke zuerſt geſchlagen, ſchon am meiſten Ausſicht hatte, die Abonnenten der „Preſſe" wegzuſchnappen, ſo gebärdeten ſich die übrigen Journale nur noch toller, und im „Conſtitutionnel", „Pays", „Siècle", ſelbſt in der guten „Patrie" las man principielle Auseinanderſetzungen über Demokratie, Freiheit und Kaiſerthum, die verblüffend auf alle Menſchen wirkten. Das Siècle ſuchte in einem langen, ganz ernſthaften Artikel nachzuweiſen, daß die Tribune eine für die Entwickelung Frankreichs nothwendige Inſtitution ſei, und daß Frankreich das freie Wort nicht minder liebe, als den freien Gedanken. Man kam ſich mindeſtens wieder wie unter Louis Philipp vor, und der „Courrier", den ſonſt kein Menſch leſen wollte und deſſen wenige Exemplare man in den Leſeboutiquen und Buchläden kaum anſah, erſchien jetzt um 5 Uhr in ganzen Ber-

gen von Exemplaren auf dem Markte, von denen ſchon nach einigen Minuten kein einziges mehr zu haben war.

Der kaiſerlichen Regierung ſchien jetzt doch dieſer Schwindel einigermaßen unheimlich und bedenklich zu werden, beſonders da das Publikum weitgreifendere Folgerungen zu ziehen anfing, die ſich vornehmlich darauf ſtützten, daß man mit Herrn Emil von Girardin zugleich den Prinzen Napoleon auf das Allerbeſtimmteſte bei dieſem Puff betheiligt ſehen wollte. Man begann ſchon einen neuen Wendepunct napoleoniſcher Freiheitspolitik unter dem ſpeciellen Protektorat des Prinzen Napoleon zu wittern, oder man ſah gar ein Miniſter-Portefeuille des Herrn von Girardin in der Luft ſchweben, ohne zu bedenken, daß das Kaiſerreich ſich keine Miniſter aus Zeitungsſchreibern ſchnitzt. Die Regierung ſtreckte die Hand aus, und der ganze Spuk war jetzt in einem Augenblick zerblaſen. In ſolchen Fällen ſcheint man ſich von oben herab mit einigen nicht leicht mißzuverſtehenden Andeutungen zu begnügen, die dann denſelben Effect machen, als wenn die Köchin auf ihre Aale ſchlägt, die in dem Topf am Feuer plötzlich wieder lebendig zu werden anfangen, aber nun, nachdem ſie die meiſternde Hand verſpürt, auch ganz gelehrig ihre Köpfe wieder einziehen, um ſich vollſtändig ab-

kochen zu lassen. Emil von Girardin, als einer der Hauptbewohner des dritten Topfes, den wir oben geschildert haben, hatte diese Andeutung, in seinen Topf zurückzuschlüpfen, gewiß auf die sanfteste Weise empfangen, und er scheint für seine Person keinen Schaden dabei erlitten zu haben. Dem Gouvernement war nur eine neue hitzige Bewegung in der Tagespresse unbequem geworden, aber man hatte nichts dagegen, daß Girardin sogar jene Artikel, die soviel Staub aufgeworfen, zu einem hübschen Büchlein unter dem Titel: „de l'empire" zusammenstellte und von neuem dem Lesepublikum übergab. Im „Courrier de Paris", dessen Eigenthum er seitdem wahrscheinlich erworben, dürfte es aber wohl sobald nicht wieder zu ähnlichen Experimenten kommen.

Der Einfluß, den Emil von Girardin auf eine große Masse des Publikums hat, ist immer noch bedeutend groß, wie dick auch die Staubwolke von Scandal sein mag, die sich sonst über seinen Namen und seine Persönlichkeit gebreitet. Man lacht über seine unaufhörlichen Sprünge, aber man lacht doch, und ein renommirter Name ist in Paris immer ein elektrischer Stoff, aus dem man gern wieder neue Funken reibt und mit Interesse sprühen sieht. Einen Augenblick lang schien es, als ob Girardin, der so viel unangenehme Erfahrungen gemacht, den würdi-

gen Entſchluß gefunden hätte, ſich auf ſich ſelbſt und auf ein bedeutendes Salzwerk zurückzuziehen, welches er vor einiger Zeit an ſich gekauft haben ſoll. Als man ihn noch vor Kurzem fragte: warum er nicht Journaliſt geblieben? ſoll er geantwortet haben: „Erlauben Sie mir auf Ihre Frage eine Gegenfrage. Welches Vergnügen hätte ein Jäger in der wildreichſten Gegend an einem geladenen Gewehr, wenn er ſich deſſelben nicht bedienen dürfte? So aber iſt die Stellung des Journaliſten in jetziger Zeit.“ Aber es giebt Leute, in denen der Widerſpruch mit ſich ſelbſt das einzig Feſte iſt, auf welches bei ihnen gerechnet werden kann, und ſo ſah man Herrn von Girardin unmittelbar darauf wieder ſeine Jagdflinte umſchnallen, um in den Wald zu gehen und den Bock der kaiſerlichen Freiheit zu ſchießen. Girardin gehört zu den Menſchen, die, was auch aus ihnen geworden ſein mag, noch immer eine gewiſſe Eitelkeit darein ſetzen werden, gerade für Männer der Freiheit zu gelten, und dieſe Eitelkeit iſt vielleicht noch ein Reſt von gutem Gewiſſen, der in ihnen ſtecken geblieben war.

So arbeitete er ſich auch bei dieſer Gelegenheit wieder mit Händen und Füßen ab, um Freiheit zu ſchreien, und unter lauter gefeſſelten Menſchen die innige Verbindung des Kaiſerthums mit der Demokratie zu proclamiren. Ob er dieſen Jagdgeſchichten

unter dieſer Rubrik bald eine neue Folge geben wird, muß dahingeſtellt ſein, und jedenfalls wird man auf den Courrier de Paris in der nächſten Zeit neugierig bleiben. Es wird auch nicht lange dauern, ſo werden „Mes confessions politiques“ von Herrn von Girardin erſcheinen, welche er bereits unter dieſem Titel angekündigt hat, und die nur ein neues, höchſt waghalſiges Seiltänzer-Kunſtſtück ſein werden, denn in einer Zeit, wo Niemand aufrichtige Bekenntniſſe ablegen kann, zu beichten und öffentliche Geſtändniſſe zu machen, iſt ein Unternehmen, welches der am wenigſten machen kann, der die Wahrheit zu ſagen beabſichtigt. Was ſollte aus Herrn von Girardin werden, wenn das Getümmel der politiſchen Bekenntniſſe wirklich wieder losginge? Denn politiſche Bekenntniſſe machen, heißt die Revolution anrufen, deren fürchterlichſter Hebel die gegenſeitige Aufrichtigkeit der Menſchen wäre. Herr von Girardin weiß aber gewiß noch viel intereſſantere Poſitionen, als die Aufrichtigkeit für ihn ſein würde. Man iſt nicht aufrichtig, ſo lange man noch eine Rolle in der Welt ſpielen will, und der berühmte Publiziſt denkt wohl noch manche Maske der raſtlos wechſelnden Zeit in Frankreich zu tragen.

Einem Mann ſeiner Art ſtehen ſicherlich noch die größten Stellen und Wirkungen offen, ſo lange es

dauert, denn wer mit Talent und Virtuosität Nichts zu sein versteht, hat jetzt die größte Aussicht, Alles zu werden. Als Publizist, als Staatsmann (wer kann es wissen?), als Dichter und als Socialphilosoph wird Herr von Girardin mit seinem Jagdgewehr noch manchen recht fetten Bock schießen. In seiner letzteren Eigenschaft als Socialphilosoph soll er soeben eine ganz interessant geschriebene Schrift unter dem Titel „le droit de punir" beendigt haben, worin er nachweisen will, daß die Staatsgesellschaft auch ohne Strafen regiert werden könne. Dieser Gesichtspunct ist eigenthümlich, wie es die ersten Anläufe in den Schriften und Artikeln Girardin's immer sind. Aber die Gewaltbegründung Louis Napoleons, die mit Cayenne begonnen, wird doch schwerlich mit dem Phalanstère endigen wollen? Denn die Gesellschaft ohne Strafen ist das Fourrier'sche Phalanstère in allem Märchenglanz dieser phantastischen Erfindungen. Wir sind hier vollkommen neugierig auf Herrn von Girardin's Streifzug in das Gebiet des Socialismus. Vielleicht ist dies der Anfang, auch die sociale Seite der Kaiserpolitik zu illustriren, wozu doch am Ende nur das Talent des Komödienschreibers gehört, da es hier lediglich darauf ankommen kann, das Spiel von Sein und Schein auf dem Boden der gesellschaftlichen Interessen zu variiren. Herr von Girar-

din ist denn gleichzeitig auch als Verfasser eines Lustspiels: „la fille du millionnaire“ in die Schranken getreten, von dem zuerst eine Vorlesung bei dem Prinzen Napoleon im Palais Royal veranstaltet wurde, und das in diesem Kreise außerordentliches Glück gemacht haben soll. Es wird jetzt auch ohne Zweifel auf einem der Pariser Theater gespielt werden. Inzwischen ist Emil von Girardin selbst als eine der besten Lustspielfiguren des Kaiserreichs erkannt und stofflich aufgefangen worden. Wenigstens werden einige Züge in dem neuen Stück des jüngeren Dumas: „le fils naturel“ auf die Jugendgeschichte des Herrn Emil von Girardin gedeutet.

Es ist bemerkenswerth, daß man bei den neuesten Debatten im Kaiserreich, und namentlich bei denjenigen, welche die Verbindung des Kaiserthums mit der Freiheit bezwecken sollten, wieder vorzugsweise die Person des Prinzen Napoleon in den Vordergrund gezogen und sogar in eine bestimmte, wenn auch hinter den Coulissen gebliebene Mitwirkung gesetzt hat. Der Prinz, der sich seit einiger Zeit zu einer neuen Weltreise wissenschaftlich vorbereitet, hatte neuerdings auch einen journalistischen Kreis um sich gezogen, in dem jedenfalls von einer neuen Belebung der französischen Tagespresse vielfach die Rede war. Emil Girardin, E. Texier vom Siècle (ein Mann, der

immer mit vielem Takt das republikaniſche Grundcolorit dieſer Zeitung zu halten wußte), Charles Edmond (der Pole Chojetzki), einer der Mitarbeiter der „Preſſe", und ſelbſt Clement Caraquel, ein Mitarbeiter am „Charivari", bildeten in dieſem Kreiſe vornehmlich die ſtehenden Gäſte, und können zugleich als die Vertrauten des Prinzen Napoleon in ſeiner eigenen journaliſtiſchen Wirkſamkeit angeſehen werden. Man hat dem Prinzen die Autorſchaft verſchiedener Artikel beigemeſſen, die von Zeit zu Zeit in gewiſſen Organen, welche aber keineswegs der officiellen Preſſe angehörten, zu leſen waren. Auch ſtand ſeine intime Verbindung mit „La Preſſe" feſt, ſowohl als dieſelbe noch im Beſitze Girardin's war, wie ſpäter, wo das Blatt in das Eigenthum des Speculanten Milhaud überging und der geiſtreiche Neffzer (ein Elſaſſer) an der Spitze redigirte. Es wurde bekannt, daß Prinz Napoleon ein Haupt-Actionnair der „Preſſe" geworden war, und in dieſer Eigenſchaft auch die beſtimmteſten Anforderungen an die politiſche Richtung des Blattes ſtellte. Es müſſen dies zum Theil nicht ſehr harmloſe und unverfängliche Anforderungen geweſen ſein, denn ſie veranlaßten Herrn Neffzer, ſeine Redactionsſtellung niederzulegen, und lieber die 30,000 Francs Entſchädigungsgelder einzuſtreichen,

welche bereits unter Girardin für einen ſolchen eintretenden Fall ſichergeſtellt waren.

Dieſe Anforderungen des Prinzen Napoleon betrafen ohne Zweifel das Verhältniß der franzöſiſchen Demokratie zu den kaiſerlichen Verfaſſungs-Inſtitutionen und zu den letzten Wahlen. Wir wiſſen nicht, in wieweit dieſe Anforderungen zugleich diejenigen waren, welche bald darauf, als ihnen ſpeciell genügt wurde, die zweimonatliche Suspendirung von „La Preſſe" herbeiführten. Man verſicherte in Paris an mehreren Orten, daß es der Prinz Napoleon geweſen, der ſich damals die größte Mühe beim Kaiſer gegeben, um denſelben für die Idee eines ſogenannten conſtitutionellen Oppoſitionsblattes zu gewinnen, wozu ohne Zweifel ſchon die „Preſſe" beſtimmt war. Der Kaiſer ſoll dies Project zuerſt nur mit einem vieldeutigen und ſchweigſamen Lächeln beantwortet haben, woraus ohne Zweifel der Muth geſchöpft wurde, den „Courrier de Paris" zu einem neuen Ikarus des Kaiſerreichs zu machen, und ihn auf künſtlich angeklebten Freiheitsflügeln fliegen zu laſſen bis in die Sonne hinein. Aber als die Sonne näher den abenteuerlichen Flug beſchien, ſchmolz das Wachs von den Freiheitsflügeln herunter, und dieſelben fielen von dem Leibe des Ikarus wieder ab, der dadurch auf ſeine eigenen Beine wieder zurückverſetzt wurde.

Prinz Napoleon ſtürzte zwar nicht wie Ikarus ins Meer, aber er faßte in dieſem Moment ohne Zweifel ſeine neuen Reiſepläne, die ihn zum Frühjahr wiederum über das Meer hinaus von dem ſchönen Frankreich entführen werden. Das Ziel ſeiner diesmaligen Reiſe wird der Oſten und vornehmlich die Levante in ihrer ganzen Ausdehnung an den Küſten des mittelländiſchen Meeres ſein*). Von ſeiner früheren Reiſe nach dem Norden hat er unlängſt durch Herrn Charles Edmond eine ausführlichere Beſchreibung anfertigen und herausgeben laſſen. —

Die inneren Kämpfe und Debatten werden aber mit dieſer Epiſode ſchwerlich im Kaiſerreiche beſchloſſen ſein, denn wie ſehr auch alle Politik der Parteien mit der gänzlichen Desorganiſation und Entwurzelung derſelben aufhören mußte, ſo werden unter der Aſche der Parteien in Frankreich die glimmenden Funken doch nie ganz erlöſchen. Von Zeit zu Zeit, ehe man es geahnt hat, ſprühen dieſe heimlichen Funken wieder zu allerhand Flammenzeichen auf, und malen ſich einen Augenblick lang an dem nachtvollen Kaiſerhimmel mit überraſchender Schrift

*) Das Hauptziel der neuen Reiſe des Prinzen Napoleon iſt Ober-Egypten, wohin der franzöſiſche Gelehrte, Herr Mariette vorausgereiſt iſt, um die wiſſenſchaftliche Seite der Expedition vorzubereiten.

zu einem mene mene tekel upharsin ab. Es fehlt dabei auch nicht an komiſchen Streiflichtern, beſonders wenn die alten Notabilitäten der conſtitutionellen Zeit, wie dies in letzter Zeit namentlich Herrn Villemain begegnete, mit den neuen beſoldeten Kampfhähnen des Kaiſerthums in einen recht hitzigen Streit gerathen. Auch ſolche Hahnenkämpfe ſind wichtig, weil es bei ihnen doch immer nur darauf ankommt, unter allerhand maskirten Poſitionen innerlichſt und geheim die Prinzipien des Kaiſerreichs zu bekämpfen und zu entblößen.

Herr Villemain, der perpetuirliche Secretair der Akademie, einſt Miniſter Louis Philipps, hat ſich den zweiſchneidigen doctrinairen Geiſt der conſtitutionellen Epoche auch im heutigen Kaiſerreich erhalten. In Gemeinſchaft mit ſeinen Freunden Couſin und Guizot hatte François Villemain unter der Regierung des Bürgerkönigs am weſentlichſten dazu beigetragen, dem franzöſiſchen Geiſt eine neue Vertiefung und in derſelben zugleich eine ſich ſelbſt zerſetzende ſchärfere Dialektik zu geben. Die bedeutendſte Richtung des Villemain'ſchen Geiſtes war aber immer die literarhiſtoriſche und äſthetiſche geblieben, und auf dieſem Gebiet entwickelte er ſtets ſo viel Anmuth und feine Würde, daß man ihn kaum der bitteren und großartigen Satire, die jetzt ſein ganzes Weſen erfüllt,

für fähig gehalten haben ſollte. Dieſe Geiſter der früheren Epoche ſind es aber gerade, an denen jetzt eine geheime Aufregung nagt, welche ſich kaum noch zurückzuhalten weiß, während die Leute der neuen Zeit ſich zu Allem kaufen laſſen, ſelbſt dazu, luſtig und guter Dinge zu ſcheinen.

Die Reden einiger Akademiker und gewiſſe journaliſtiſche Organe ſind es aber vornehmlich, in denen, wenn auch nur anſpielungsweiſe, eine Art von Oppoſition gegen das heutige Empire getrieben wird. Beſonders iſt die Revue des deux mondes ſeit einiger Zeit der Tummelplatz dieſer heimlichen Ideenkämpfe und Geiſtesdrangſale des Kaiſerreichs, und das genannte Blatt, welches ſeine bedeutſame Stellung zur modernen Literatur ebenfalls unter Louis Philipp begründete, iſt darum längſt ſo kaiſerlich anrüchig geworden, daß es nächſtens auf einen Blitzſchlag von oben gefaßt ſein kann. Es ſoll auch ſchon darauf gedacht haben, ſeine Preſſen nach Genf zu verlegen. Seine Exiſtenz war aber neuerdings beſonders in Folge des Artikels bedroht, welchen Villemain darin mit ſo ſtarken und böſen Hindeutungen auf die ungeſetzlichen und tyranniſchen Grundlagen des heutigen Kaiſerthums gegeben hatte. Dieſe Hindeutungen, wenn ſie ſich auch noch ſo verſteckt und maskirt hielten, waren gar nicht zu verkennen gewe-

ſen, und riefen ſogar den Vicomte de Laguerronnière wieder in die journaliſtiſchen Schranken, um den Hochverräther Villemain in ſeinen verborgenſten Gedankengängen zu ertappen. Der ſtolze Herr von Laguerronnière ſchnallte auf einen Augenblick wieder die Toga des kaiſerlichen Staatsrathes ab, in welche er eines Tages für ſeine Verdienſte als Redakteur des „Conſtitutionell" eingewickelt worden war, und nun begab er ſich auf den neuen Fechtboden der „Revue Contemporaine", um zuerſt mit der ganzen Boxer-Gewandtheit, die er ſich als bonapartiſtiſcher Publiziſt angeeignet, ſeinen Gegner niederzuwerfen und dann einen förmlichen Anklage-Act gegen Villemain zu veröffentlichen. Er knüpfte beſonders an die Bemerkungen an, welche Villemain über eine von Béranger aufgeſtellte und von Lamartine adoptirte Theorie in ſeinem Artikel gemacht hatte. Dieſe Theorie lautete: „Wenn das Recht Aller vertreten, wenn der Wille Aller ausgedrückt iſt, dann iſt dieſer Wille unwiderſtehlich." Villemain hatte dazu bemerkt: „Ja, wenn dieſer Wille ein gerechter iſt; aber wenn Ihr Euch nur auf die Gewalt der Zahl, auf das Gewicht der Menge ſtützt, dann wird Eure Sprache die Verneinung des Rechtes ſelber. Ihr erkennt eine abſolute und vorherrſchende Gerechtigkeit, der das Geſetz ſelber ſich unterwerfen ſoll, nicht an;

Ihr verletzt oder Ihr kennt gar nicht die Principien, und Ihr legt den Worten einen lügenhaften Sinn unter, denn, was Ihr den Willen Aller nennt, ist immer nur der Wille der Majorität, und diese Majorität hat nicht das Recht, die Ungerechtigkeit irgend Einem aufzuzwingen."

Der constitutionelle Herr Villemain lag sich freilich mit dieser Anzweiflung der Volksmajorität, aus der das napoleonische Kaiserthum seine gesetzmäßige Entstehung behauptete, selbst in den Haaren. Aber Villemain hatte in seinem ganzen Commentar, welchen er auf eine so eigenthümliche Weise an die Schrift Cicero's de republica geknüpft, nicht die Bedeutung der Volksstimme selbst, sondern nur die in verderbten Zeiten eintretende Käuflichkeit und Lügenhaftigkeit derselben, anzweifeln und anklagen wollen. Den düstern Grund des alten römischen Kaiserthums, das sittlich und geistig entartete Rom der Cäsaren, hatte man schon früher in der Revue des deux mondes dazu benutzt, um das heutige napoleonische Empire zu schlagen. Besonders hatte dies vor Kurzem der geistreiche Aesthetiker Ampère in einer ungemein schneidenden Abhandlung gethan. Diese Erbitterung, welche jetzt vorzugsweise in die feinen Aesthetiker der constitutionellen Epoche gefahren zu sein scheint, lieh aber dem sonst so sanften Villemain

einen faſt erhabenen Zornes-Aufſchwung, womit er ſatiriſch und tiefſinnig zugleich den Zuſtand der politiſchen Demokratieen zerſetzte, welche im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt ihre Autonomie aufgeben und ihre Rettung von einer Dictatur verlangen, an welche ſie ſich mit allen ihren Nöthen, aber auch mit allen ihren Rechten und Freiheiten hingeben. In den grellſten Farben zeigte er dann die verrotteten Lebensverhältniſſe des römiſchen Volkes beim Untergang der Republik, worauf die merkwürdigſten principiellen Betrachtungen über die Art und Weiſe folgten, wie Cäſare und Auguſte dieſen Untergang des ſelbſtſtändigen Volksgeiſtes benutzten, um das ſouveraine Volk in Maſſe zu erkaufen, wie einſt Perikles es zu verſuchen angefangen habe in dem nicht minder ſtark verkäuflichen corrumpirten Athen.

Man kann ſich jetzt die Wuth Laguerronnière's denken, mit welcher er ſeinen im kaiſerlichen Staatsrath noch nicht ganz verroſteten Journaliſten-Säbel gegen Villemain zieht. Die erſte Poſition, in welcher er losſchlägt, iſt außerordentlich kühn und verwegen, und dem Publikum ſteigen zuvörderſt die Haare zu Berge. Denn mit einem einzigen Griff reißt der Vicomte dem Herr Villemain die ganze Hülle herunter, und verkündet es laut und öffentlich, daß dieſer Villemain im römiſchen Volk, dem corrumpirten

und käuflichen, dem heidniſchen, ein chriſtliches Volk, ein ſittliches, aufgeklärtes, heroiſches Volk, nämlich das franzöſiſche, habe angreifen und verläumden wollen, ſowie er unter dem Schleier einer heidniſch-römiſchen Dictatur das chriſtliche Kaiſerthum zweier Napoleons habe herabwürdigen wollen!

Natürlich kann der Vicomte von Laguerronnière nicht zugeben, daß der heutige Volksgeiſt ein verderbter und entarteter ſei, denn für alle Leute, die heutzutage das Leben bloß für eine Gelegenheit betrachten gute Geſchäfte zu machen, giebt es keine Verderbniß der öffentlichen Zuſtände, ſondern ſie werden böſe, wenn man ihnen auseinanderſetzen will, daß nicht Alles gut ſei. So lange noch ihr Geldbeutel und ihre Eitelkeit die Rechnung finden, halten ſie auch Alles für munter und geſund, und wenn es ſchon in den letzten Zügen der Krankheit vor ihnen läge. Bemerkenswerth aber iſt, wie Laguerronnière zugleich den Vorwurf politiſcher Feigheit gegen Villemain ſchleudert, weil derſelbe unter einem gedeckten aber durchſichtigen Schild mit meuchleriſcher Waffe nach dem Oberhaupt des Staats gezielt, und der Regierung einen Stich durch den Leib der Nation hindurch habe verſetzen wollen. Zuletzt muß der brave Villemain noch viel ſchlimme und gehäſſige Perſönlichkeiten über ſich hören, und es wird ihm ſogar zum Vorwurf gemacht,

daß er im Jahre 1814 eine Anrede an die Monarchen von Preußen und Rußland gehalten habe. Es verſteht ſich, daß ſich nun auch ſogleich die officielle „Patrie," gewiß im höheren Auftrage, herbeiließ, einige Stellen aus jener Rede Villemains mitzutheilen, worin er die „ſchützende Urbanität" jener Monarchen geprieſen hat, und worin man einen Widerſpruch erkennen will mit ſeinem jetzigen Verdammungsurtheil gegen die „volksthümlichen Dictaturen." Es muß befremden, daß man auf officieller Seite ſich darein findet, dies Stichwort aufzunehmen, und das Kaiſerthum, das doch ſonſt eine organiſche Schöpfung ſein will, nur als eine volksthümliche Dictatur gelten zu laſſen. Herrn Villemain wird es aber bei dieſer Gelegenheit zugleich in die Schuhe geworfen, daß ſeine Freiheitsliebe, mit der er jetzt ſo viele Parade mache, doch auch nicht weit her ſei, denn er habe ſeiner Zeit als Cenſor während der „weißen Schreckensherrſchaft" die Preßfreiheit ſehr eigenthümlich verſtanden.

Welcher Menſch, der ſich jemals mit Politik befaßt hat, iſt aber ſtets conſequent geweſen? Und dem Herrn Vicomte de Laguerronnière wird es bei dieſer Gelegenheit auch von einigen Journalen nicht geſchenkt, daß er früher ein ganz guter republikaniſcher Mann geweſen, und am Tage nach dem Staats-

ſtreich es ſelbſt nicht habe unterlaſſen können, gegen dieſen Act des damaligen Präſidenten der Republik mit Energie zu proteſtiren.

Die inneren Kämpfe und Debatten im Kaiſerthum reichen aber auf allen Seiten ſtets nur ſo weit, als die Fäden lang ſind, an denen ſie von oben herab gehalten werden. Die öffentlichen Lehrſtühle befinden ſich dabei ganz in derſelben Lage, wie die Organe der Preſſe, obwohl dieſe letzteren, als gänzlich herumtergebrachte und ihres Vertrauens beraubte Werkzeuge, der kaiſerlichen Regierung ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr ſo gefährlich und mächtig erſcheinen, und ihnen darum von Zeit zu Zeit wieder eine freiere Bewegung in der Luft verſtattet wird. Die kranke Publiziſtik muß ſich dann auf dieſen erlaubten Spazierfahrten wieder ſcheinbar erholen, denn wenn ſie ganz hinſiechte, würde ja auch das Gouvernement keinen Vortheil mehr von ihren Dienſten ziehen können. Sobald aber die Wangen der Journale ſich einigermaßen wieder mit einer täuſchenden Lebensfriſche geröthet haben, fällt der kaiſerliche Schlagbaum wieder zu ihren Füßen nieder, womit der Ausflug beendigt iſt, und nun wieder das eingelernte Lied des Käfigs gepfiffen und geſungen werden muß.

Gefährlicher und freier ſind die akademiſchen Lehrſtühle in Frankreich geblieben, weil hier Richtung und

Wort, die unmittelbar von Mund zu Mund sich fortpflanzen, nicht so streng beaufsichtigt und nicht so leicht in vorgeschriebene Bahnen hinübergeleitet werden können. Zwischen den Professoren und Studenten, die in den Hörsälen sich vollständig ineinanderleben, finden Wirkungen Statt, welche durch äußere Maaßregeln allein nicht vollständig gehütet und abgeleitet werden können. Unfreie und tyrannische Regierungen sind auf diesem Gebiet verloren, wenn es ihnen nicht gelingt, eine ganz neue Wissenschaft in ihrem Sinne, im Sinne der Unfreiheit und Tyrannei, hervorzurufen. Danach wird freilich jedesmal gestrebt, aber es liegt in der Natur der Wissenschaft, daß dies Streben ein vergebliches sein muß, wie sehr es auch immerhin gelingen mag, zeitweise eine Carrikatur als Wissenschaft der Umkehr auf den Katheder zu setzen und von derselben mit allerhand glänzenden Kunststücken auch die geistige Befestigung der rohen Gewalt bewirken zu lassen.

Das kaiserliche Gouvernement in Frankreich ist mit sichtlichem Zögern zu diesem Theil seiner providentiellen Aufgabe hingegangen. Louis Napoleon hat sich ohne Zweifel lange bedacht, ehe er an die Reorganisation der wissenschaftlichen Institute die Hand anlegen wollte. Seine Absicht war, den „napoleonischen Geist," unter dem er auch nach der innern

Seite der Nation hin etwas durchaus Schöpferiſches, den Grund einer neuen Nationalbildung, verſtehen zu wollen ſcheint, erſt recht tief und allſeitig wieder in Frankreich eindringen und ſich feſtſetzen zu laſſen. Dann hoffte er wohl, daß unter dem Fittig des napoleoniſchen Adlers auch eine neue napoleoniſche Wiſſenſchaft, eine neue napoleoniſche Literatur ſich ausbrüten laſſen würden. Denn warum ſollte es nicht auch eine napoleoniſche Wiſſenſchaft geben können, da es eine napoleoniſche Armee, ein napoleoniſches Kaiſerthum, eine napoleoniſche Weltgeſchichte giebt?

Die napoleoniſche Wiſſenſchaft wird ganz Daſſelbe ſein müſſen, was die napoleoniſche Demokratie iſt. Wie die Demokratie durch den Kaiſer mit ihren eigenen Waffen geſchlagen worden, indem das allgemeine Stimmrecht nolens volens den abſoluten Kaiſerthron ſchaffen mußte, und die neue Demokratie, als die Verneinung aller Parteien, damit auch die Verneinung der Freiheit ſelbſt geworden iſt, ſo kann die napoleoniſche Wiſſenſchaft auch nur die Verneinung der Wiſſenſchaft ſelbſt werden. Um ſich zu begründen, muß aber auch die neue Wiſſenſchaft erſt mit allen Partei-Elementen brechen, die bisher noch in derſelben ihre Verſtecke und ihre Verſchanzungen gefunden haben. Denn an der Sorbonne ſowohl wie am Collège de France, an dem Inſtitut wie an der

französischen Akademie, haben republikanische, orleanistische und legitimistische Partei-Elemente einen ganz bestimmten Eingang in Vortrag und Lehre gewonnen, und am Ende war es von diesen verschiedenen Angriffspuncten aus immer nur die Opposition gegen das Kaiserthum, welche die Wissenschaft dort in sich aufnahm und zu verarbeiten wußte.

Der Klang der Hüfthörner in der officiellen Presse verrieth darum schon seit einiger Zeit, daß auch auf diesem Gebiet nun bald die Jagd losgehen solle. Die „Revue Contemporaine", welche von der Regierung begründet worden, die aber nicht gelesen wird, brachte zuerst einen Artikel unter dem Titel: „La Politique à la Sorbonne", worin besonders gegen die Katheder-Wirksamkeit des trefflichen Saint Marc Girardin, zugleich mit auffallenden Andeutungen, geeifert wurde. St. Marc Girardin, einer der haltungsvollsten und würdigsten Charaktere Frankreichs, hatte sich auf seinem Katheder mehrfach zu Gunsten der Ideen von 1789 ausgesprochen. Philosophie und Literatur lassen sich nicht mehr behandeln, ohne daß man zugleich an jene neue Idee und Strömung von 1789 anknüpfte, durch welche der Nationalgeist nach allen Seiten hin einen neuen Anlauf nahm. Da die kaiserliche Regierung sich sogar in ihren officiellen Erlassen bei jeder Gelegenheit auf die Principien von

1789 ſtützt, ſo glaubte der Univerſitäts-Profeſſor dazu ein nicht geringeres Recht zu haben, indem er auch für die Entwickelung der modernen Wiſſenſchaft auf dieſe befruchtenden Quellen hinwies. Es iſt aber ein Anderes, was der Kaiſer thut und was der Profeſſor thut, und der Herr im Hauſe darf ſich Manches herausnehmen, wofür die Andern Schläge bekommen. St. Marc Girardin wurde daher zunächſt der „Revue Contemporaine“ überantwortet, die ihn tüchtig zerzauſen mußte. Der Kaiſer mußte aber ſchon bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß es das Schlimmſte für eine Regierung iſt, mit den Kathedern anzubinden, die in Wittenberg einſt die Reformation ausgetragen, und ſelbſt im heutigen kaiſerlichen Frankreich noch wenigſtens wahrheitsgetreu und darum revolutionair geblieben ſind, während Tribune und Preſſe zu Maſchinen der Schmeichelei und der Lüge herabgeſunken ſind. Herr St. Marc Girardin vertheidigte ſich daher auch nirgends anders als auf ſeinem Katheder, und ſprach von ſeiner unabhängigen Stellung als Mann der Wiſſenſchaft, die er früher aus dem Bewußtſein ſeiner Unabſetzbarkeit geſchöpft habe, ſeit dem Jahre 1852 aber gerade auf die Thatſache ſeiner Abſetzbarkeit begründe.

Wer ſollte freilich noch ein Ehrenmann ſein, wenn es nicht der Mann der Wiſſenſchaft und der Litera-

tur wäre? Wenn man auf seine persönliche Ehre hält, kann man da am allerwenigsten seine Gesinnung verläugnen, wo der offene Ausdruck derselben mit dem Verlust irgend einer Stelle bestraft wird. Da die Ehre des Soldaten nur im Gehorchen besteht, so wird die Armee immer vorzugsweise eine Stütze der herrschenden Gewalt sein, während die Wissenschaft, deren Ehre im unabhängigen Denken liegt, allerdings stets ein unsicheres Fußgestell für die absoluten Machthaber sein wird. Man muß daher die Wissenschaft in sich selbst zu corrumpiren suchen, wenn man ihre von außen her unbezwinglichen Gefahren zurückschlagen will. Wie die anständige Frau, so muß auch die Wissenschaft zur Lorette gemacht werden, um sie den bestehenden Zuständen anbequemen zu können. Die Wissenschaft buhlt dann mit allen Gewaltbegriffen, wie die galante und gefällige Frau mit dem Gelde buhlt, um das sie erkauft wird. Die Männer der corrumpirten Wissenschaft werden dann die liebsten Diener der Gewalt, und man füttert sie mit Ehren und Gütern, weil, wenn sie überhaupt wirken, ihre Wirksamkeit noch tiefer eindringt, als alle Bajonette und Constablerstöcke.

Große Schwierigkeiten hat es aber immerhin in Deutschland wie in Frankreich gehabt, die durch die Gewalt corrumpirte Wissenschaft ordentlich auf die

Beine und in Fluß zu bringen, und ihr ein Röckchen anzuziehen, durch das ihre Schaam auch wirklich geschützt wird, und nicht doch alle Augenblicke ihre Blöße hervorschimmert. Will der Staat sich nach seinen Bedürfnissen eine neue Wissenschaft und Literatur machen, so kann er dies am allerwenigsten erreichen, wenn er mit kranken und verderbten Organen daran arbeitet. Auch ist es etwas ebenso Geheimnißvolles und Unberechnenbares, eine Wissenschaft zu erzeugen, eine Literatur zu kriegen, als das Kinderkriegen seine geheimnißvolle Seite in der physischen Welt hat. Es giebt aber im heutigen Frankreich ganz unverkennbare Anzeichen, daß die Regierung bereits auf das Bestimmteste danach strebt, eine officielle Ansicht auf dem Gebiet der Wissenschaft zur Geltung zu bringen. Wie es scheint, sollen die Ausgangspuncte dieser neuen napoleonischen Wissenschaft in der Philosophie und in der Geschichte genommen werden. Es wird bald nicht an Kathedermännern fehlen, welche eine eigene napoleonische Geschichtsforschung proclamiren, zu der in den gedruckt vorliegenden Schriften des Kaisers Napoleon III., besonders in den „Idées Napoléoniennes", bereits die wesentlichsten Grundlagen enthalten sind. Denn da die Geschichte und die Völker erst in der Erscheinung Napoleon's, als des „Messias der neuen Ideen," den

ihnen durch das Schickſal geſetzten Gipfelpunct aller Entwickelung finden, und, wie die Vergangenheit, ſo auch die ganze Zukunft des Menſchengeſchlechts durch das napoleoniſche Empire bedingt wird, ſo muß auch daraus eine neue Gattung von Geſchichtsphiloſophie und Geſchichtsforſchung hervorgehn. Die Darſtellung einzelner Epochen der Geſchichte, wie z. B. des römiſchen Alterthums, muß danach ſchon jetzt eine eigenthümliche Färbung annehmen, denn das Gouvernement verfolgt bereits Diejenigen, welche die geſunkene Welt der Cäſaren nicht vom napoleoniſchen Standpunct aus darſtellen. Nach dem napoleoniſchen Standpunct kann das Cäſarenthum nur ſo gefaßt werden, daß der Sieg der Gewalt über die Volksfreiheiten nur als die Transfiguration der Freiheit ſelbſt erſcheint, und darum ſind Ampère, Villemain, Guizot, St. Marc Girardin, und andere Männer der alten Wiſſenſchaft und Kunſt, bereits ſo nahe am Hochverrath, weil ſie jene antike Cäſaren-Wirthſchaft bei verſchiedenen Gelegenheiten ſo anzüglich auffaßten, daß daraus nur auf den neuen Cäſar zurückgeſchloſſen werden konnte.

Man bemerkt, daß die Regierung ſeit einiger Zeit mit beſonderer Schärfe und Wachſamkeit die hiſtoriſchen Vorträge der Profeſſoren am Collège de France und an den andern akademiſchen Inſtituten

überwacht, und beſchränkende Ordres dorthin ertheilt, die dann zugleich mehr und mehr als beſtimmte Anweiſungen für die Lehre auftreten. So wird es ſchon nicht mehr geſtattet, ſich über Boſſuet kritiſch auszulaſſen und ihn in einem negativen Sinne zu behandeln. Boſſuet war das geiſtliche Organ der Politik Ludwigs XIV. geweſen, und ſcheint von dem heutigen napoleoniſchen Gouvernement plötzlich zum Vater der „nationalen franzöſiſchen Politik" geſtempelt worden zu ſein. Es iſt bemerkenswerth, daß in den gouvernementalen Kreiſen des heutigen Frankreichs auf einmal die innere und äußere Politik Ludwigs XIV. als die eigentliche Nationalpolitik der Franzoſen betrachtet wird, an welche die heutige kaiſerliche Politik wieder anknüpfen müſſe.

Die „nationale franzöſiſche Politik" iſt ein neues Stichwort, das im Empire plötzlich aus den Wolken gefallen, und dazu beſtimmt iſt, die Umknetung der Geiſter zu vollenden. Es werden aber dabei, wie man bereits aus den officiellen Revues erſieht, die wunderlichſten Trugſchlüſſe gebaut, die darauf berechnet ſind, das napoleoniſche Syſtem mit der Vergangenheit wie mit der Zukunft des franzöſiſchen Volkes auf eine organiſche Weiſe zu verbinden. In der Mitte dieſes officiell geſchlungenen Gedanken-Zirkels ſteht die Demokratie von 1789, in welche die Na-

tionalpolitik Ludwigs XIV. ebenso folgerichtig eingelaufen sei, als aus dieser Demokratie Napoleon I., das Kaiserthum und die ersten kaiserlichen Institutionen wie ein Gewächs der Nothwendigkeit hervorgetreten. Es ist das aber ein höchst tragischer Zirkel, der, wenn man die von ihm beschriebene Linie genauer verfolgt, zu nichts Anderem führt, als jede bestimmte und inhaltsvolle Vorstellung von dem Wesen und der Entwickelung einer französischen Nationalpolitik in ein Nichts verfliegen zu machen. Denn zuerst hat die Nationalpolitik Ludwigs XIV. darin bestanden, die Demokratie von 1789 hervorzurufen, was doch nur als eine nothwendige Reaction gegen die Ausartung dieser Nationalpolitik, welche der Gipfelpunkt des Absolutismus gewesen, eingetreten sein kann. Dann aber war diese Demokratie wieder die Puppe gewesen, aus welcher der große Napoleon und sein Kaiserthum ausgekrochen, und der Napoleonismus würde mithin die Syntheſe vorstellen, die aus der Vermittelung und Versöhnung der Demokratie mit dem Absolutismus gewonnen worden. Der neue napoleonische Absolutismus will dann als Sieg über die Demokratie und zugleich als Vollendung der Demokratie selbst erscheinen. Das Kaiserthum hat die demokratische Reaction gegen das Ancien Regime als ein positives Moment in sich aufgenommen, und will da-

durch gewiſſermaßen der demokratiſch wiedergeborene Abſolutismus ſein, der ſich nun ſeinerſeits wieder auf dieſer Grundlage zum Gipfel der franzöſiſchen Nationalpolitik erhoben ſehen will.

Um dies Gebäude zu ſtützen, wird es allerdings nicht bloß einer ewig ſiegreichen Armee, ſondern auch einer neuen officiellen Philoſophie bedürfen. Der Kaiſer wird eine eigene Art von Logik erfinden müſſen, um dieſen inneren Zuſammenhang des napoleoniſchen Syſtems begreiflich zu machen und zu erklären. Es ſcheint zwar, daß mehr Talmudismus, als Logik, dazu gehört, um dieſen inneren Gedankengang des napoleoniſchen Syſtems, der unter Napoleon III. ein entſchieden myſtiſcher geworden, zum Verſtändniß zu bringen. Napoleon III. trägt ſelbſt alle Elemente eines ebenſo ſcharfſinnig als geheimnißvoll grübelnden Talmudiſten in ſich, aber dieſe Elemente hängen ſo ſehr mit ſeiner eigenthümlichen Individualität zuſammen, daß er es nicht von Jedem verlangen kann, auf dieſe Weiſe zu philoſophiren. Nichtsdeſtoweniger hält es der Kaiſer für nothwendig, daß auch eine neue napoleoniſche Staatsphiloſophie die Katheder Frankreichs beſteige, um die Jugend ſchon napoleoniſch denken zu lehren, und damit die größten Widerſprüche der Welt in eine Logik zu packen, welche jede andere Logik überflüſſig machen ſoll. Von den Profeſſoren

dieſer neuen Logik hört man zwar noch nichts, aber ſie werden ſicherlich binnen Kurzem gefunden werden, denn ſie ſind nothwendig, und Louis Napoleon führt Alles aus, was nothwendig iſt, und niemals anders als in dem richtigen Moment, wo es geſchehen muß.

In ihren Erlaſſen, welche die kaiſerliche Regierung bei verſchiedenen Gelegenheiten an die Inſtitute und Akademieen gerichtet, hat ſie wiederholt vorgeſchlagen, Vereine zum Beſten der Wiſſenſchaften, der Künſte und der Literatur zu bilden. Namentlich hat ſie aber dabei neuerdings eine Centraliſirung und Organiſirung der franzöſiſchen Gelehrten- und Schriftſteller-Welt anempfohlen. Dies heißt freilich nur, die Wiſſenſchaft und Literatur in dem napoleoniſchen Princip zu centraliſiren, und es durch geſchickte Operationen dahin zu bringen, daß Alles, was außerhalb dieſes Mittelpunctes ſtehen bleibt, weder als Wiſſenſchaft noch als Literatur mehr Gültigkeit und Raum habe. Sind dann alle Gelehrten und Schriftſteller Frankreichs wieder in dem einen gemeinſchaftlichen Vogelhaus eingefangen, in dem ihr Choral die herrſchende Tonart unaufhörlich variirt, dann wird ſich leichter auch ein neuer franzöſiſcher Nationalgeiſt, wie man ihn nach allen Seiten hin braucht, deſtilliren laſſen. Dann entſtehen ſicherlich auch die neuen Profeſſoren der Logik, die man braucht,

dutzendweise, und sie werden bei guter Besoldung nicht viel Mühe haben, Das zu beweisen, was Jeder für richtig halten muß.

Auf dem Wege äußerlicher Reorganisationen wird aber auch neuerdings schon sichtlich dahin gestrebt, die wissenschaftlichen Institute Frankreichs unter den einen napoleonischen Hut zu bringen. Es ist nämlich zuerst darauf abgesehen, der kaiserlichen Universität eine immer umfassendere und mächtigere Organisation zu geben, durch welche das gesammte Unterrichtswesen Frankreichs seine zwingende und fesselnde Norm erhalten soll. Die Pariser Universität hat an ihrer Spitze ein leitendes Conseil, dessen früher nicht sehr selbständiger Einfluß erst durch das im Jahre 1849 votirte Gesetz zu einer größeren Bedeutung gelangt war, jedoch mit einer theilweisen Umgestaltung seines Charakters, indem auch die Bischöfe bei der Administration Sitz und Stimme erhielten. Das Jahr 1852 führte jedoch bereits, unter dem persönlichen Einfluß Louis Napoleons, die Absetzbarkeit der Conseilmitglieder ein und befestigte dadurch bereits die Uebergriffe des Staats in die Freiheit des Unterrichts auf die ausgiebigste Weise.

Die Pariser Universität hat an sich schon die Bestimmung, die übrigen Unterrichtsanstalten Frankreichs zu überwachen und zu normiren, und die kaiserliche

Regierung hat neuerdings dieſen Charakter immer umfaſſender auszubilden geſtrebt. Die kaiſerliche Univerſität, der die politiſchen und intellektuellen Principien des Kaiſerreichs ganz und gar eingeimpft werden ſollen, wird den ganzen Bildungsgeiſt der Nation um ſo mehr beeinfluſſen und lenken können, je allgemeiner die Abhängigkeit wird, in welcher die wiſſenſchaftlichen Inſtitute des Landes zu ihr ſtehen. Einen Augenblick ſoll ſogar daran gedacht worden ſein, das Inſtitut und die Akademie der Univerſität einzuverleiben, um dieſe weltberühmten Anſtalten um ſo bequemer der napoleoniſchen Geiſtesdisciplin unterwerfen zu können. Jedenfalls wird aber bald eine Form gefunden werden, um diejenigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten, welche bisher noch einer Autonomie genoſſen, in ein beſtimmtes Abhängigkeitsverhältniß zu der kaiſerlichen Univerſität zu rücken, oder geradezu den Regierungseinfluß an die Stelle der bisherigen Selbſtverwaltung zu ſetzen.

Mit dem Collège de France iſt bereits der Anfang gemacht worden. Dies Collège, welches auf der place Cambrai gelegen iſt, zeichnete ſich ſchon ſeit ſeiner Entſtehung durch die freie Selbſtändigkeit ſeiner Einrichtungen und durch den oppoſitionellen Geiſt ſeiner Lehren, die ſich in früheſter Zeit ſchon gegen das ſcholaſtiſche Weſen der alten Pariſer Uni-

versität richteten, aus. Man kann sagen, daß das Collège de France dieser seiner ursprünglichen Richtung gewissermaßen bis auf den heutigen Tag treu geblieben, inwiefern das napoleonische System, besonders in der Person des heutigen Kaisers, selbst für eine Art von Scholastizismus gelten kann, der sich vermißt, Alles zu beweisen, Alles, was er will, in der Nothwendigkeit selbst begründet zu finden, und der mit der Gewaltsamkeit seiner Beweismittel und Scheingründe zuletzt jeden Inhalt inhaltslos zu machen versteht. Die heutigen Professoren des Collège de France, die, wie Ampère und Andere, in die Falten ihrer Vorträge einen oppositionellen Geist gegen den Napoleonismus versteckt, haben darum in dem alten Geist des Collège gekämpft, aber ihre Wirksamkeit scheint bereits der Stellung der ganzen Anstalt gefährlich geworden zu sein.

Aus dem Lager von Châlons erließ der Kaiser plötzlich unter dem 8. October 1857 ein Decret über die Reorganisation des Collège de France, die mehrere wichtige Lebenspuncte dieser Anstalt betraf. Zuerst bestand diese Reorganisation darin, daß die ministerielle Einwirkung an die Stelle der Freiheit und Selbständigkeit gesetzt worden ist, welche die Professoren-Versammlung des Collège de France bisher in einem außerordentlichen Grade besaß, und wo-

durch dies Inſtitut eine in der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt faſt beiſpielloſe Unabhängigkeit behauptete. Während aber der Kaiſer durch dies Decret auf der einen Seite den corporativen Freiheitsgeiſt brechen wollte, gab er ſich darin auf der andern Seite wieder einen Anſchein von Demokratie, ohne den es einmal in den kaiſerlichen Erlaſſen nicht abgeht. Er beſtimmte nämlich zugleich, daß die Unbeweglichkeit aufhören ſolle, welche bisher zum Beſten der außerordentlichen Profeſſoren (professeurs suppléants) an dem Collège gewaltet. Der Kaiſer wollte nun das Princip der Bewegung in das Inſtitut hineinleiten. Aber worin beſtand dies großmüthige Geſchenk? Die Ernennung eines außerordentlichen Profeſſors ſoll künftig immer nur auf Ein Jahr erfolgen. Dadurch wird allerdings eine größere Beweglichkeit der Lehrkräfte geſtiftet und die öffentlichen Lehrſtühle müſſen zahlreichere Vacanzen darbieten. Aber es werden dadurch nicht blos dem Talent leichtere Ausſichten eröffnet, ſondern es können auch um ſo bequemer Regierungs-Creaturen eingeſchoben werden, welche den neuen Acker einer napoleoniſchen Wiſſenſchaft beſtellen ſollen. Im Allgemeinen aber muß durch dies Verhältniß eine große Unſicherheit entſtehn, welche die ſelbſtändige Haltung und Entwickelung jedes Lehrers ſtören wird. —

Die neue napoleoniſche Wiſſenſchaft wird aber ebenſo, wie der neue napoleoniſche Staat, nur aus einer verfälſchenden Anwendung der Ideen von 1789 geſchöpft werden können. Das Jahr 1789 war ebenſo ſehr Philoſophie als Staatsumwälzung, aber der Kaiſer wird ſich nicht minder hüten, Profeſſoren der Philoſophie von 1789 zu machen, als der Demokratie dieſes Datums irgend eine Stelle im Innern des Staatsgebäudes ſelbſt offen zu laſſen. Diejenigen Philoſophen von 1789, die zugleich als ausgeprägte Republikaner daſtehen, dürfen bei den akademiſchen Vorträgen nur mit der größten Behutſamkeit angeführt werden. Die aus Condorcet hervorgegangene philoſophiſche Schule, obwohl ſie die Göttlichkeit des Stoffs zu ihrem Syſtem gemacht hat, wird eine ſtreng verfehmte Richtung bleiben, die eben ihres principiellen Republikanismus wegen, den ſie in ſich ſchließt, in der neuen Kaiſerwiſſenſchaft keine Stelle finden kann. Dieſe neue Wiſſenſchaft ſoll zwar auch nur den napoleoniſchen Machtſtoff, der alle Geiſter zwingt, vergöttlichen helfen, aber nur, indem die Männer der Wiſſenſchaft wieder Sophiſten werden, und in der Kaiſeridee, die nur der Materialismus der Tyrannei iſt, alle andern Ideen geſchickt untergehen laſſen.

Wenn aber die Ideen von 1789 ſchon in der

Wiſſenſchaft keine Anwendung mehr finden können, ſo liefert dies am meiſten den Beweis, daß ſie auch in der Politik nur ein ſchimmerndes Embleme des heutigen Kaiſerthums ſind, dem ſie als ein äußerliches und gewiſſermaßen mythologiſches Attribut ebenſo beigelegt worden, wie die Thiere den alten Göttern, die damit, ohne daß man zu ſagen wußte warum, den Charakter ihrer Herrlichkeit bezeichneten. Hunde, Löwen, Katzen, Eulen, Sperlinge dienten dazu, um die Erſcheinung des alten Gottes erſt vollſtändig olympiſch zu machen, und in einem andern Sinne kann auch der Kaiſer Napoleon III. die Ideen von 1789 nicht zu ſeinen Füßen und an ſeinem Poſtament hingeſtellt haben.

Die Ideen von 1789 ſind eigentlich in ihrer weſentlichſten Bedeutung die Menſchenrechte ſelbſt, ein Vorſpiel aus Himmel und Hölle, womit das Drama der franzöſiſchen Revolution eröffnet wurde. Die Menſchenrechte waren in ihrer ſchematiſchen Aufſtellung, welche die franzöſiſche Revolution nach der amerikaniſchen Muſterkarte verſuchte, eine Philoſophie der Freiheit und Gleichheit, die zugleich den Anſpruch machte, das Evangelium der Natur zu ſein. Die allgemeine Glückſeligkeit, die Menſchenwürde, das Recht der Gedanken und der Rede, die Gleichheit aller Vorzüge und Anſprüche des Individuums, die

Aufhebung aller, den einen zum Vortheil des andern bedrückenden Laſten, bildeten die Hauptmomente in dieſem rührenden und erhebenden Gemälde, welches den Himmel auf Erden verwirklicht zeigen wollte. Die Hölle lag aber darin, daß der Teufel nicht aus dem Spiel bleiben konnte, um durch gewaltſame und dämoniſche Verſuche ein abſtractes Gerippe mit Fleiſch und Blut zu erfüllen.

Konnte aber auch die Revolution nach dieſem Schema nicht mit Erfolg arbeiten, ſondern nur ihren eigenen Untergang daran finden, ſo war mit dieſer Poſition doch ihr ideeller Höhepunct bezeichnet, auf dem ſie als Anwalt für alle Leiden der Menſchheit erſchien. Die Ideen von 1789 waren zugleich die Ehren der franzöſiſchen Revolution, und dieſe Ideen ſind die ſibylliniſchen Bücher geblieben, die das räthſelhafte Weib, wie oft auch damit abgewieſen und verunglückt, von Zeit zu Zeit immer wieder, aber jedesmal zu einem erhöhten Kaufpreis, bei den Machthabern angeboten hat. Es liegen darin die großen und ewigen Probleme, die jeden Denker herausfordern werden, ſo lange es Staat und Geſellſchaft giebt, und ſchon ſich mit ihnen beſchäftigt und an ihnen geblutet zu haben, iſt eine Würde, die den Geiſt eines Volkes erhöht und zugleich ſeinem Herzen Ehre macht.

Louis Napoleon hat in den Idees napoléoniennes*) ſeinen großen Oheim als den Teſtaments-Vollſtrecker der Revolution bezeichnet, und damit auch ſchon die Ideen von 1789 an dem Steigbügel des triumphirenden Soldaten-Kaiſers aufgehangen. Als Ueberwinder der Revolution ſoll der Empereur zugleich der Erfüller ihrer Ideen ſein, denn dieſen demokratiſchen Anſtrich hat ſich das Kaiſerthum ſtets bewahren wollen, daß es die Revolution nur deshalb geſchloſſen, weil es ihre wahren und ächten Ideen zu erfüllen gewußt. Der Gewaltſtellung, die es einnimmt, zugleich eine ideelle Begründung zu geben, iſt ein Stolz des napoleoniſchen Syſtems, der nicht zu ſeinen ſchlechteſten Eigenſchaften gehört. Denn wer ſich beſſer ſtellt als er iſt, hat ſtets einige Anwartſchaft darauf, zu werden, was er ſcheinen wollte. Louis Napoleon ſelbſt hat ſich ſtets in den liebenswürdigſten Gleichniſſen erſchöpft, um den Zuſammenhang der napoleoniſchen Dictatur mit der Freiheit auf das Beſte ins Licht zu ſtellen. In ſeinen Rêveries politiques vergleicht er den Despotismus Napoleons, der zur Freiheit geführt habe, mit der eiſernen Pflugſchaar, welche tiefe Furchen ſchneidet, und dadurch die Fruchtbarkeit der Felder hervorruft.

*) Oeuvres de Louis Napoléon I. 198.

Nur einen einzigen wesentlichen Zusammenhang mit der Freiheit, der von innen heraus kam, können wir dem Napoleonismus zugestehn, und dieser beruhte in seiner Stellung zum Feudalismus. Die Feudalwelt und das napoleonische System konnten sich nicht mehr vereinigen, da das letztere die Berechtigungen seiner eigenen Herrschaft über Frankreich nicht aus dem Territorialbesitz und dem Eigenthum, sondern nur aus der That des freien Individuums hatte schöpfen können. Die Revolution hatte die Menschenrechte vor Allem auch auf den Boden angewandt, den sie für frei erklärte von allen bisherigen Belastungen, wie auch von den ausschließlichen Vorzügen, welche er dem Besitzenden gab. Das napoleonische Kaiserthum war es, welches die Industrie als die eigentlich schöpferische Grundlage des modernen Staats hinstellte und entwickelte. Das berühmte Wort Napoleons I. „die Industrie ist das neue Eigenthum" deutete die ganze politische und sociale Stellung seiner Herrschaft mit der größten Bestimmtheit an. Der Napoleonismus, der durch Ueberwindung der alten aristokratischen und feudalen Gewalten zur Herrschaft gelangte und darin allerdings seine demokratische und revolutionaire Grundnatur behauptete, kann darum auch nur eine Gesellschaft brauchen, die Industrie geworden ist, wie er eine Armee hat, welche der Staat selbst geworden ist.

Der Napoleonismus muß darum an der Spitze einer Epoche ſtehn, die in ihrer hiſtoriſchen Entfaltung nur noch induſtriell und militairiſch iſt. Der Induſtrialismus iſt der eigentliche Geiſt des napoleoniſchen Syſtems, und er hat keinen anderen aus ſich zu entwickeln vermocht. Louis Napoleon hat auch dieſe Seite des Syſtems mit der größten Schärfe und bis zu ſeiner äußerſten Spitze herauszuarbeiten gewußt. Er verſtand es, den Induſtriegeiſt der Epoche nicht nur nach allen Richtungen hin zu entfeſſeln, ſondern auch durch die Mobilmachung des kleinen Kapitals bis in die unterſten Schichten der Geſellſchaft, bis in die engſten Kreiſe des Volkslebens, hineinzujagen.

Napoleon I., obwohl antifeudal und induſtriell aus Prinzip, hatte darum doch der Verſuchung nicht widerſtehen können, ſich einen neuen imperialiſtiſchen Adel zu ſchaffen, um dadurch eine brillante Gliederung in den Leib des Kaiſerthums zu bringen. Aber dieſer neue Adel ſollte ſeine Titel nur aus den Verdienſten ſchöpfen, welche er ſich um das Kaiſerthum erworben, und ſo war, im ſtarken Widerſpruch mit den übrigen kaiſerlichen Verfaſſungs-Inſtitutionen, ein napoleoniſcher Adel aufgeblüht, der dem alten, ſchon vor der erſten Revolution ſehr verfallenen und entkräfteten, bald jeden Glanz ſtreitig zu machen anfing. Es wurde damit ein bedeutender Schlag gegen

den alten legitimiſtiſchen Adel des Faubourg St. Germain geführt, den auch Napoleon III. durch das von ihm im Jahre 1857 projectirte Adelsgeſetz ſich auf Gnade und Ungnade in ſeine Hände geliefert ſehen wollte.

Der Bürgerkönig Louis Philipp, der für die Herrlichkeit der ariſtokratiſchen Titel durchaus keinen Sinn gehabt, hatte den franzöſiſchen Adel verwildern laſſen. Es war ihm lieber geweſen, wenn Jedermann ſich aus eigener Machtvollkommenheit den erſten beſten Adelstitel beilegte, als wenn er mit der Ertheilung eines Diploms beläſtigt wurde. Zu einem ſonſt bei der Orléans-Regierung ſehr beliebten Hofmanne, welcher um einen Grafentitel für ſeinen Sohn anhielt, ſagte er mit dem ihm eigenen halb biedermänniſchen, halb ſarkaſtiſchen Lächeln: „In der That, ich ſehe nicht recht ein, warum er ſich nicht ſelbſt den gewünſchten Titel beilegt.“ So ſchoſſen die Adelstitel in Frankreich bald wie Pilze aus der Erde hervor. Das neue Geſetz, welches Napoleon III. im Jahre 1857 beabſichtigte, ſollte den ariſtokratiſchen Augiasſtall reinigen, indem es von Jedem, der einen Adelstitel führte, die Nachweiſung verlangte, durch welches Recht ihm derſelbe erworben worden ſei. Dabei war es auf eine neue glänzende Befeſtigung des napoleoniſchen Adels abgeſehn, deſſen Diplome

sich bei diesen Nachforschungen ohne Zweifel in der besten Ordnung und am rechtskräftigsten geregelt erwiesen haben würden. Es schien aber auch die Absicht, das ganze Heer der Legitimisten von neuem in die Sphäre des napoleonischen Throns zu bannen, denn man weiß, daß die Rechtstitel der alten legitimistischen Adelsfamilien Frankreichs im Sturme der Zeiten fast sämmtlich verloren gegangen sind. Die ganze Familien-Ehre dieser Herren stand mithin auf dem Spiele, und man konnte annehmen, daß sie sich schaarenweise in den napoleonischen Hofdienst gedrängt haben würden, nur um eine schonende Untersuchung ihrer Diplome zu erlangen. Den unter Louis Philipp entstandenen Aventurier-Adel zu entlarven, konnte für Louis Napoleon nur ein geringeres Interesse haben. Die viveurs de Paris sind die guten Freunde des Kaiserreichs, und es kam nicht viel darauf an, ihnen die erborgten Federn wieder von ihrem Hut zu nehmen. Aber den stolzen und starrköpfigen, in ihren Hôtels wie verschanzten Legitimisten zu zeigen, daß es mit ihrem Adel nichts ist, wenn sie ihn nicht an den Stufen des napoleonischen Throns erneuert sehen wollen, das wäre vielleicht schon der Mühe werth gewesen.

Aber Louis Napoleon stand nichtsdestoweniger davon ab, sein Adelsgesetz ins Leben treten zu lassen,

und es scheint, daß die Ankündigung desselben in der That nur als Schreckschuß für die Bewohner des Faubourg St. Germain habe dienen sollen. Man war erst der Meinung, daß der Kaiser durch eine nähere Berücksichtigung seiner eigenen Situation davon abgehalten worden sei. Denn eine Revision sämmtlicher Adelstitel im heutigen Kaiserreich hätte in des Empereur nächster Nähe wohl manches Unheil stiften können. Waren denn die Adelstitel seiner genauesten Freunde, wie Graf Morny, Graf Persigny, und noch höher hinauf, schon so stichhaltig, daß sie nicht noch einer nachträglichen Legalisirung bedurft haben würden? Und dergleichen bei dieser Gelegenheit vorzunehmen, würde immerhin mißlich gewesen sein. Daß es dem Kaiser aber nicht fern steht, einst eine wirkliche Reform der französischen Aristokratie vorzunehmen und dabei dem napoleonischen Adel selbst manche verrottete feudale Einrichtung wieder zum Geschenk zu machen, hat sein Dotationsgesetz für Pelissier, den Herzog von Malakoff, bewiesen. Man hat darin zu Gunsten des Helden von Sebastopol eine indirecte Wiedereinführung der Majorate erblicken wollen, welche schon durch die erste Revolution und nicht minder durch den Code Napoléon, wie durch die Gesetzgebung Louis Philipps aufgehoben waren.

Es scheint dies ein Fingerzeig zu sein, welcher Ausdehnung die napoleonischen Institutionen überhaupt noch fähig sind, und wie die angebliche demokratische Grundnatur derselben sich leicht und ohne Bedenken mit Allem verträgt, was Umstände und Bedürfnisse erfordern werden. Die Staatsgewalten des Empire, die seine verfassungsmäßige Grundlage bilden sollen, waren schon unter Napoleon I. nur ein magisches Blendwerk gewesen, das der Meister nach Belieben spielen lassen konnte, je nachdem ihm die Lichter und Farben für den Augenblick paßten, oder es ihm auch darauf ankam, eine plötzliche effectvolle Dunkelheit zu verbreiten. Die napoleonische Constitution, die nach Ansicht der Bonapartisten von Louis Napoleon im liberalen Sinne emendirt worden, ist die vollendetste Maschinerie, die nur gedacht werden kann, um den Volkswillen für alle Handlungen des Absolutismns gewissermaßen verantwortlich zu machen, und doch ist diese Maschinerie ein so klapperiges und leicht durchsichtiges Räderwerk, daß nicht einmal die Mühe obzuwalten scheint, ihre Fehler und Lücken auch nur mit einer kleinen Schaamschürze zu bedecken.

Der Ursprung der napoleonischen Institutionen liegt in dem großartigen Verfassungsschema, welches Sieyès, nachdem er die Revolution vom achtzehnten Brumaire

durchgesetzt und mit dem General Bonaparte und Roger Ducos provisorisch zum Consul ernannt worden, in seinem philosophischen Kopf ausgebrütet hatte. Eine Staatsverfassung, die durch eine künstliche Stellung der Gewalten zu einander ausgedrückt wird, kann im besten Sinne immer nur ein ideelles Kunstwerk sein, das nach der mehr oder weniger gelungenen Harmonie seiner Theile und nach den absichtsvoll ineinander greifenden Motiven beurtheilt wird. Sieyès, der als scharfsinniger Denker zuerst das Wesen des dritten Standes ergründet und bestimmt hatte, erhielt auch den Auftrag, den Entwurf zu der neuen Constitution zu machen, in welcher die Elemente der Republik und Monarchie zuerst auf der Grundlage der Volksrepräsentation verschmolzen werden sollten. Sieyès war es, der die Gewalten des Corps législatif, des Tribunats, des Staatsraths und des Senats so erfand, daß sie in gewisser Hinsicht ihre Existenz aus dem Volke gewinnen sollten. Sieyès hatte, wie er es selbst nannte, das System der Pyramide im Sinne, welches er in einem fest gegliederten Bau von unten nach oben aufsteigen lassen wollte. In einer dreifachen Destillation des Volkes sollten drei Listen, die listes de notabilité, aufgestellt werden, die in dieser Abstufung dadurch zu Stande kamen, daß die Versammlung eines Arrondissements immer den zehnten

Theil ihrer Mitglieder wählte. Auf dieſe Weiſe wurde die erſte Liſte von fünf bis ſechsmalhunderttauſend Individuen geſchaffen, la liste de la notabilité communale, aus welcher die Communalgewalten in ihren ſie verſchiedenfach vertretenden Beamten genommen werden ſollten. Dieſe fünf bis ſechsmalhunderttauſend Individuen vereinigten ſich ihrerſeits wieder zu einer Departements-Verſammlung, und ſchieden in dieſer wieder ein Zehntheil von ſich durch die Wahl aus, wodurch die zweite Liſte, la liste de la notabilité départementale, in einer Anzahl von fünfzig bis ſechszig tauſend Individuen, gebildet wurde. Aus dieſer Liſte ſollten die Departements-Beamten gewählt werden. Die Bürger der zweiten Liſte führten ſich durch eine neue Wahl wiederum auf ein Zehntheil zurück, woraus die liste de la notabilité nationale in einer Anzahl von fünf bis ſechstauſend Individuen entſtand, aus welchen die Glieder des legislativen Corps, die höheren Staatsbeamten, Staatsräthe, Miniſter u. ſ. w. ernannt werden ſollten.*)

Zwiſchen Sieyès und dem General Bonaparte fanden damals geheimnißvolle und ſtürmiſche Berathungen über die auf einem ſolchen Grunde aufzubauende Verfaſſung Statt. Dieſe Berathungen

*) Vgl. Thiers Histoire du Consulat I. 59.

nahmen erſt die feindſeligſte Wendung zwiſchen Beiden, und der Held, der nur ſeine eigene Größe und Zukunft im Auge hatte, ſchien ſich mit dem Philoſophen und Geſetzgeber, der ihm vielleicht heimlich ein Bein ſtellen wollte, durchaus nicht einigen zu können. Endlich verſtand man ſich darüber, daß ein geſetzgebender Körper, ein Tribunat, ein Staatsrath und ein Senat die Gliederung der neuen Verfaſſung bilden ſollten. Dieſe von dem klugen Sieyès erdachten Körper boten in der That die größten Vortheile für einen Zuſtand dar, der von der Monarchie die von oben herab geſtaltende Ordnung, und von der Demokratie die von unten herauf ſich begründende Repräſentation des Volkswillens empfangen wollte.

Merkwürdig war, daß der Hauptkörper dieſer Verfaſſung, das corps législatif, von vorn herein zur Rolle des Stummen verurtheilt wurde. Er discutirte die Geſetze nicht, ſondern er hatte ſie nur ſchweigend anzunehmen und zu verwerfen. Ein anderer ganz eigenthümlicher Körper, das Tribunat genannt, durfte eine öffentliche Debatte über die ihm zugegangenen Geſetzentwürfe unternehmen. Dann vereinigten ſich drei aus ſeiner Mitte, mit drei Mitgliedern des Staatsraths, um dem legislativen Körper in Form einer Debatte vorzutragen, was im Schooße des Tribunats über das vorliegende Geſetz

beſchloſſen worden war. Der geſetzgebende Körper entſchied oder verwarf dann, und er konnte ſelbſt zum Geſetz erheben, was von dem Tribunat abgelehnt worden war. Dem Gouvernement zur Seite ſtand der Staatsrath, welcher die Geſetzentwürfe redigirte und an den legislativen Körper brachte. An der Spitze aller dieſer Gewalten aber ſtand der Senat, der zwar keinen Antheil an dem Werk der Geſetzgebung ſelbſt hatte, aber die Macht beſaß, jedes Geſetz oder jede Regierungshandlung, die er für „unconſtitutionell" erklären zu müſſen glaubte, durch ſeinen Spruch zu caſſiren. Er nannte ſich deshalb auch Sénat conservateur, und in ſeinen Händen lag die ganze Schöpfungsgeſchichte dieſer Gewalten, die er damit begann, daß er zuerſt ſich ſelbſt beim Schopf nahm, um ſich zu erzeugen, indem er ſeine eigenen Mitglieder aus der Liſte der notabilité nationale ernannte. Es fand dabei die in jeder Geneſis unvermeidliche Verlegenheit Statt, daß Gott ſchon anderweitig vorhanden geweſen ſein muß, ehe er ſich ſelbſt erzeugen konnte, und dann auch die übrige Welt mit allen ihren Elementen. In dieſer Verlegenheit half man ſich damals in Frankreich durch die Auskunft, daß man Herrn Sieyès durch einen beſondern Artikel der Conſtitution beauftragte, aus ſeiner eigenen Machtvollkommenheit die Majorität

des Senats zu ernennen. Nun konnte der Senat, da ihm in dieſer Majorität erſt ſein Erzeugungsglied gegeben worden, ſich ſelbſt mit Leichtigkeit fertig erzeugen. Dann, nachdem er ſelbſt vollſtändig war, bildete er nach den Beſtimmungen der Verfaſſung den geſetzgebenden Körper und das Tribunat, die aus der Wahlliſte der notabilité nationale zu ernennen waren. Der Staatsrath, der einen Theil der Executiv-Gewalt ſelbſt ausmachte, erhielt auch von dieſer ſeine Ernennung.

Die Geſtaltung dieſer Executiv-Gewalt war es aber gerade, welche zuerſt den feindlichen Zuſammenſtoß zwiſchen Bonaparte und Sieyès hervorgerufen hatte. Sieyès war in ſeinem Verfaſſungs-Project auf den wunderbaren, aber jedenfalls ſehr fein berechneten Einfall gekommen, an die Spitze dieſes neuen Staats eine Figur zu rufen, von der man bis dahin in der Geſchichte noch keine Vorſtellung gehabt hatte. Dieſe Figur nannte er den Groß-Wähler (le Grand-Electeur), und er wollte ihn mit einer Pracht der Exiſtenz und mit einer Gewalt ausgeſtattet ſehn, die den General Bonaparte, der natürlich etwas ganz Anderes beabſichtigte, zu einem förmlichen Wuthausbruch trieben. Die Idee des Groß-Wählers war eine höchſt diaboliſche, und Sieyès konnte ſie in ſeinem verſchloſſenen Tiefſinne nur ausgegrübelt haben,

um damit jedes persönliche Machtgelüste an der Spitze der neuen Demokratie zu brechen. Der Groß-Wähler sollte an der Spitze der Executiv-Gewalt stehn, und er führte deshalb diesen Namen, weil er die beiden höheren Ausführungs-Organe des Staats, nämlich den Consul des Friedens und den Consul des Krieges, zu erwählen hatte, welches seine einzige Function war, zu welcher er gebraucht werden sollte. Dieser Groß-Wähler sollte aber zugleich die ganze Republik nach außen hin repräsentiren, und Sieyès schlug darum vor, die ganze Existenz dieses Mannes in einen magischen Glanz zu hüllen, und ihn mit einer Pracht ohne Gleichen auszustatten. Da er, gleich der Königin im Bienenstock, gewissermaßen nur das erzeugende und befruchtende Princip der ganzen Staatsgewalt war, und sonst gar nichts zu thun hatte, so sollte er auch wie der Dalai-Lama der Republik nur in Pracht und Wohlleben gebettet werden. Im Sommer sollte er in Versailles, und im Winter in den Tuilerien wohnen, und Sieyès wollte ihm außerdem ein Gehalt von sechs Millionen Francs und eine Leibgarde von dreitausend Mann zugesichert wissen. Aber so bewundernswürdig schloß das ganze System, welches Sieyès sich erdacht, ineinander, daß er auch ein Mittel darin fand, den Groß-Wähler, sobald es wünschenswerth schien, wie-

der verſchwinden zu laſſen. Der Groß-Wähler ſollte vom Senat gewählt werden, aber er konnte durch denſelben auch wieder ſeine Abberufung empfangen, indem er es ſich gefallen laſſen mußte, eines Tages zum Senator wider Willen gemacht zu werden. Sieyès nannte dies den Groß-Wähler durch den Senat abſorbiren, und dieſe Gefahr hinderte den General Bonaparte am meiſten, ſich mit dieſer Figur zu befreunden, die außerdem allen ſeinen längſt gefaßten Plänen auf eine unheimliche Weiſe im Wege ſtand.

Denn es fragte ſich, wer Groß-Wähler werden ſollte, wenn nicht Bonaparte ſelbſt? Damit war aber ſeine ganze Laufbahn, die ſchon unaufhaltſam zum Kaiſerthum hinanſtieg, in einer ans Ridicule ſtreifenden Weiſe verriegelt, denn war auch der Groß-Wähler faſt dazu angethan, den Monarchen Frankreichs vorzuſtellen, ſo konnte er doch von dieſem Platz aus eines Tages wieder in den Senat hinein abſorbirt werden, und dann mußte Bonaparte entweder wieder von vorn anfangen oder er mußte ſich auf's Ohr legen und ſeinen Kaiſertraum ausſchlafen. Wäre Bonaparte damals in die Falle des Groß-Wählers gegangen, ſo würde Frankreich vielleicht das napoleoniſche Kaiſerthum nicht über ſeinem Haupte geſehen haben.

In der That war der Groß-Wähler die maliziöſeſte Erfindung, die gemacht werden konnte, um

den künftigen Kaiſer unmöglich zu machen. Das myſtiſche Ei des Grand-Electeur war nicht das Ei der Cäſaren, und Napoleon konnte und wollte aus dieſem Ei nicht auskriechen. Sein Widerſtand gegen den Groß-Wähler war ſo leidenſchaftlich und heftig, und wurde zugleich mit ſo ſtarkem Hohn und Spott von ihm geführt, daß Sieyès ſich entſchloß, ſeine Figur fallen zu laſſen. An ihre Stelle trat die Figur des Erſten Conſuls, die den Imperator ſchon unabweislich in ſich trug, und der die von Sieyès erfundenen Inſtitutionen des legislativen Corps, des Tribunats, des Senats und des Staatsraths als ein bequemes Machtgeſtell unterbreitet wurden. So war die Verfaſſung des Jahres VIII (1799) entſtanden, deren Abſchluß damals um ſo mehr Beifall fand, als die beſtändigen Verfaſſungs-Machereien der Revolutionsjahre großen Ueberdruß erregt, und man ſich freute, gegen dieſelben einen feſten Damm erreicht zu haben. Es war dies derſelbe Moment, der, nach den ermüdenden und blutausſaugenden Quälereien der conſtitutionellen Debatte unter Louis Philipp, im Jahre 1852 einen ſo günſtigen Eindruck für die von Louis Napoleon gegebene Verfaſſung der franzöſiſchen Republik erregte, aus welcher die heutige Kaiſer-Verfaſſung ſich nur mit einem geſchickten Volteſchlag, der blos den Titel des Präſidenten in den des Kaiſers abänderte, ent-

puppte. So begründete ſich auch das Kaiſerthum Napoleons I. auf dieſelben Verfaſſungs-Elemente, welche das Fußgeſtell des erſten und dann des lebenslänglichen Conſuls geworden waren, und nur das Tribunat und die listes de notabilité wurden in den kaiſerlichen Inſtitutionen über Bord geworfen, indem ſchon beim Antritt des lebenslänglichen Conſulats aus dem Tribunat nur eine Section des Staatsraths und aus den listes de notabilité die lebenslänglichen Wahl-Collegien gemacht worden.

Die Verfaſſung Louis Napoleons vom 14. Januar 1852 erhielt nur durch ein Senats-Conſult diejenigen formellen Abänderungen, welche der Uebergang in die Kaiſerwürde nöthig machte. Sonſt iſt dieſe republikaniſch-kaiſerliche Verfaſſung der Conſulats-Verfaſſung vom Jahre VIII. (mit den nachträglich in dieſelbe hineingebrachten Abänderungen) ganz genau nachgebildet worden. In gewiſſem Betracht wird man auch allerdings ſagen können, daß Louis Napoleon, obwohl durchaus im Schema der kaiſerlichen Inſtitutionen arbeitend, doch den Schein der freien Bewegung in denſelben noch zu erhöhen gewußt habe. Er brachte einige neue Klappen und Luftlöcher an dem kaiſerlichen Verfaſſungsweſen an, wodurch der Automat, ohne der ſein Uhrwerk aufziehenden Hand des Herrn ungetreu zu werden, ſich

eines faſt ſelbſtändigen Lebens zu erfreuen ſchien. Dieſer Automat ſollte ſeine Partie Schach mit dem Kaiſer ſo täuſchend ſpielen, daß, indem Zug für Zug ſich regelrecht folgten und ſogar mit aller Hitze des Gefechts ſich gegenüber traten, doch keine vorherige Abkartung möglich ſchien. Der Neffe löſte darum dem geſetzgebenden Körper die Zunge, die unter dem Oheim ſtumm geblieben war, und gab ihm das Recht der eigenen Discuſſion der Geſetz- und Steuer-Vorſchläge zurück. Außerdem ließ er, in Anwendung des allgemeinen Stimmrechts, dieſen Verfaſſungs-Körper ohne Liſten und Scrutinium aus einer Wahl hervorgehn, welche zur Grundlage die Bevölkerung hatte, und wodurch auf 35,000 Wähler ein Deputirter zum Corps législatif gerechnet wurde. Der Senat beſteht aus den Cardinälen, den Marſchällen, den Admirälen und aus denjenigen Herren, welche der Kaiſer zu der Senatoren-Würde zu ernennen für angemeſſen hält. Die Senatoren beſitzen ihre Würde lebenslänglich, und üben als Wächter der Fundamental-Verträge und der öffentlichen Freiheiten faſt dieſelben Befugniſſe aus, welche ihnen in der altnapoleoniſchen Verfaſſung zugewieſen waren. Nur die 30,000 Francs jährlich, welche der Kaiſer als lebenslängliche Dotation ſeinen Senatoren zugewieſen, ſind ein neues und ſtarkes Gewürz, um die Ergebenheit und Treue

des Senats recht schmackhaft werden zu lassen, denn der Senat kann heut Alles regeln, „was nicht durch die Verfassung vorgesehen und was zu ihrem Gange für nöthig gehalten wird," wie er auch alle ihm von der Regierung als verfassungswidrig überwiesenen Handlungen „für nichtig" erklären kann. Der Senat ist daher das am meisten praktische Werkzeug der Reaction in den Händen der heutigen kaiserlichen Gewalt geworden. Der Staatsrath dagegen, mit seinen sehr hoch besoldeten Mitgliedern, ist kaum noch ein Verfassungskörper zu nennen, da er nur ein die Person des Kaisers am nächsten umgebender Kabinetsrath geworden ist, der mit der Verfassung keinen anderen Zusammenhang hat, als daß in seinem Schooß die Gesetzentwürfe redigirt werden und die geheime Werkstatt aller Verwaltungs-Angelegenheiten aufgeschlagen ist.

Es ist aber dafür gesorgt, daß der Willen des Kaisers in allen Verfassungs-Organen, wie sie auch genannt und gestellt sein mögen, unwiderstehlich arbeitet. Das Corps législatif, obwohl mit dem Recht der freien Discussion begabt, hat doch noch nie eine Ausnahme davon gemacht; es nimmt nur an, was der Kaiser angenommen sehen will, und schlägt nicht ab, was der Kaiser nicht abgeschlagen sehen will. Dazu gehört freilich auch ein Präsident des gesetz-

gebenden Körpers, wie es Graf Morny ist, der schon in der Deputirten-Kammer Louis Philipps, in der er im Jahre 1842 Abgeordneter war, alle Ränke und Pfiffe des parlamentarischen Wesens kennen gelernt und sich darin zum Meister aller Staatsumtriebe geweiht hatte. Da constitutionelle Verfassungen oft nur ein Complot gegen das Volk sind, so gehören zur geschickten Führung einer solchen Maschine, statt der staatsmännischen Talente, nur gewiegte Intriguanten, die außerdem das Geschäft mit einem gewissen Anstrich von Bonhommie zu betreiben verstehn. Morny verbindet mit dieser Bonhommie noch eine durchaus chevalereske Natur, die seinen Operationen, sei es an der Börse und in der Industrie, sei es bei der Gängelung der Herrn vom Corps législatif und bei den Wahl-Umtrieben, noch immer eine gewisse Grazie verliehen hat.

Louis Napoleon soll früher eine schwer zu bewältigende Abneigung gegen seinen Stiefbruder besessen haben, der ihm besonders wegen seines früheren Verhältnisses mit den Orléans widerstrebend war. Graf Morny war in der That der vertraute Freund des Herzogs von Orléans gewesen, und hatte alle Aussicht, auch unter den Orléans Minister zu werden, wenn die Herrschaft derselben sich behauptet hätte. Louis Napoleon vergab seinem Stiefbruder dies Ver-

hältniß erſt nach dem Staatsſtreich von 1852, bei dem ihm Graf Morny eine ſo außerordentliche und wirkſame Unterſtützung leiſtete, daß Louis Napoleon, erſtaunt über dieſe Kühnheit und Verſchlagenheit ſeines Halbbruders, einſehen mußte, welchen Werth es hat, in der Schule der Orléans gebildet worden zu ſein. Morny gehört zu den am meiſten charakteriſtiſchen Figuren auf dem Boden der napoleoniſchen Politik, und die Männer dieſer Epoche können in ihm nur ihren am ausdrucksvollſten herausgearbeiteten Typus erkennen. Politik und Börſenſpeculation, Regierungswechſel und Agioberechnung verbanden ſich bei ihm zu einem und demſelben Syſtem, und wenn er an der Börſe bei einer allgemeinen Baiſſe kaufen ließ, konnte man darauf rechnen, daß auch alle politiſchen Chancen glücken und die Courſe binnen Kurzem wieder in die Höhe gehen würden. So ließ er am 1. December 1852 alle Papiere, die nur irgend zu bekommen waren, an der Pariſer Börſe aufkaufen. Wäre der Staatsſtreich nicht gelungen, ſo hätte er ſich doch nur eine Kugel durch den Kopf ſchießen können, und in dieſer Lage war er ohnehin, da er in dieſem Augenblick gerade ein gänzlich ruinirter Mann war, und in ſeinen bisherigen Speculationen Alles, was er bisher beſaß, eingebüßt hatte. Aber jetzt, da Alles gelang, mußte ihm mit dem Reichthum auch

die Macht zufallen, denn ein Miniſter-Portefeuille und die höchſten Würden des neuen Kaiſerthums konnten ihm nicht ausbleiben. Die außerordentlichſten Dienſte aber leiſtete er bei der Entſtehung wie bei den erſten Einrichtungen des neuen Kaiſerthums durch ſeine beiſpielloſe Virtuoſität in den Wahl-Umtrieben. Seiner Meiſterhand war es vornehmlich zuzuſchreiben, daß die 7,824,189 Stimmen für das Kaiſerthum von den Bäumen geſchüttelt wurden. Graf Morny war zu ſehr ein Mann des Agio und der Induſtrie (denn in der Auvergne hatte er ſich früher auch mit der Runkelrübenzucker-Fabrication befaßt), als daß er es nicht hätte verſtehen ſollen, die induſtrielle Speculation auch auf die Bereitung der Volksſtimmen anzuwenden. Sein eigenes Leben hatte ihn darauf hingewieſen, daß man ſich Alles kaufen kann; hatte man ihm doch ſelbſt für 800,000 Francs einen Vater gekauft, wofür er von dem Grafen Morny adoptirt worden war. Die Politik des Agio ſchien aber doch den Grafen Morny zuletzt in ſo tolle Wirbel hinabzuziehn, daß ſich der Kaiſer ſelbſt dadurch compromittirt fühlte, und dieſe Chance brachte dem Grafen Morny wieder die Entfernung auf den Geſandtſchaftspoſten in St. Petersburg ein, wo das neue Terrain auch wieder zu induſtriellen Geſchäften mancher Art von ihm benutzt werden konnte. Die ruſ-

ſiſch-franzöſiſche Allianz wurde dabei von ihm durch einige Taktloſigkeiten eingeleitet, die vielleicht zweckdienlicher für die Abſichten des Kaiſers Louis Napoleon waren, als die berechnetſten Operationen. Denn es bedarf einer gewiſſen Naivetät, um eine Sache auf's Tapet zu bringen, für die ſich noch Niemand verpflichten will, und die man nur einſtweilen betaſten möchte, um ſie ſpäter beurtheilen zu können. Von dieſem Geſandtſchaftspoſten kehrte Morny wieder nach Paris zurück, um den Präſidentenſtuhl des Corps législatif einzunehmen. Von ihm ſoll die Idee ausgegangen ſein, für die Mitglieder des geſetzgebenden Körpers eine ſilberne Medaille prägen zu laſſen, die auf der einen Seite das Bruſtbild Louis Napoleons, auf der andern Seite den Namen des Volksvertreters, der ſie erhalten ſoll, von einem Eichenkranze umgeben, zeigt. Es erhält dieſe Medaille, die für jede Legislaturperiode neu geprägt wird, zwar jedes Mitglied ohne Unterſchied, denn dieſes Ehrenzeichen ſoll dazu beſtimmt ſein, dem Träger deſſelben nicht nur die perſönliche Unantaſtbarkeit allen Gerichten gegenüber, ſondern auch den ungehinderten Zutritt bei allen öffentlichen Ereigniſſen und Sehenswürdigkeiten zu verbürgen. Eine Medaille iſt für viele Leute immer eine Medaille, und ſie wärmt einſt-

weilen die Stelle auf der Bruſt, auf welcher ſpäter einmal das Kreuz der Ehrenlegion erſcheinen kann.

Das Palais du corps législativ, in der wunderbar ſchönen Lage am Quai d'Orſay, wo die Herrlichkeiten und Fernſichten des Concorde-Platzes den Blick auf eine magiſche Weiſe verlocken, dient auch dem geſetzgebenden Körper Louis Napoleons zu ſeinen Sitzungen, ſowie früher Napoleon I. dieſen Verfaſſungskörper in denſelben Räumen einlogirt hatte. Es iſt dies das ſchöne Palais Bourbon, in dem wir uns zugleich auf der Schädelſtätte des franzöſiſchen Conſtitutionalismus befinden. Die in der Nähe ſich vorbeiziehende Rue Caſimir Perier erinnert uns an den großen Märtyrer der conſtitutionellen Epoche Frankreichs, der ſich in dieſem Palais an den vergifteten Dolchſpitzen der parlamentariſchen Debatte ſeinen Tod holte. So ſchlimm, wie in der damaligen Deputirtenkammer Louis Philipps, geht es in dem heutigen Corps législativ nicht her. Heut becomplimentirt man ſich dort nur mit der Gewalt, indem man Geſetze macht. Die Gottheit des Geſetzes aber hat jetzt außerhalb des Hauſes und auf der Straße, auf einem dem Palais nahegelegenen Platz, ein prächtiges Monument erhalten. Man erblickt dort die Statue des Geſetzes mit der Geſetztafel und dem napoleoniſchen Adler, welche mit einer inſchrift-

lichen Hinweiſung auf die glückliche Regierung Napoleons III. von dem Miniſter des kaiſerlichen Hauſes errichtet worden.

Von den Ideen von 1789 iſt auch im Corps législatif nur bei gewiſſen feierlichen Ceremonien die Rede, wo Excellenz von Morny es für ſeine Schuldigkeit erachtet, dieſen vorſchriftsmäßigen bunten Faden durch ſeine Anrede an die Verſammlung zu ziehn. Die altnapoleoniſche Verfaſſung entſchlug ſich noch ganz dieſes ideellen Ballaſtes, den aber Louis Napoleon ſchon in ſeinen „Politiſchen Träumereien" als die nothwendige Unterlage des republikaniſchen Kaiſerthums, wie er es damals in ſeinen Gedanken aufbaute, bezeichnete. Die Conſtitution, welche Louis Napoleon damals träumte*), begann mit einer ausführlichen Declaration der Menſchenrechte, welche X. (der damals noch unausgefüllte Name des neuen und ächten Souverains der Franzoſen) der ſich „durch den Willen des Volkes Kaiſer der franzöſiſchen Republik" nannte, an die Spitze des Verfaſſungsgebäudes der Zukunft ſtellte. Dieſe Verfaſſungs-Viſion Louis Napoleons, welche er im Jahre 1832 während ſeines Aufenthaltes in der Schweiz gehabt, zeigte, daß

*) Oeuvres de Louis Napoléon T. I. „Rêveries politiques" p. 83.

urſprünglich etwas von dem Geiſt Montesquieu's und Rouſſeau's in ihm lag. In dieſem Sinne erklärte er auch die Menſchenrechte für den fundamentalen Boden von Staat und Geſellſchaft.

Die Gleichheit aller Menſchen durch die Natur und vor dem Geſetz, die Freiheit des Eigenthums, der Arbeit, der Gedanken, der Perſon durchwirkten dieſen Boden der geträumten Kaiſer-Republik in ſeinen innerſten Tiefen. Auch die Volks-Souverainetät, „die eine, untheilbare, unveränderliche und unverjährbare", wurde als Hauptgrundſtein eingefügt, und ſelbſt kein Bedenken getragen, unter die Menſchenrechte auch das jederzeit beſtehende Recht des Volkes zur Reviſion, Abänderung und Umgeſtaltung ſeiner Verfaſſung aufzunehmen. Louis Napoleon fügte damals noch das durchaus naturrechtliche Motiv hinzu: „Daß eine Generation nicht im Stande ſein könne, ſeinen Geſetzen auch die künftigen Generationen zu unterwerfen." Die Perſon des Kaiſers bezeichnete er neben dem geſetzgebenden Körper nur als einen Repräſentanten der Nation. Er erklärte den Kaiſer für unverletzlich, aber nur inſoweit, als er ſelbſt ſeine Eide halte. Es iſt intereſſant, daß Louis Napoleon dieſen Verfaſſungs-Entwurf auch Chateaubriand, der ſich damals in der Schweiz aufhielt, zur Begutachtung mittheilte. Dem Großmeiſter

des franzöſiſchen Legitimismus, der leicht von jeder geiſtreichen Phantaſie eingenommen wurde, ſoll Manches daran gefallen haben, denn der über eine Republik freier Menſchen gebreitete Purpur des Kaiſer-Mantels mußte ſelbſt auf ihn, der nur die von Gott gegebene Monarchie wollte, noch eine Art von Zauber ausüben. Es ſoll eine förmliche Verhandlung zwiſchen Chateaubriand und Louis Napoleon über dieſe Conſtitution ſtattgefunden haben. Doch ſprach Chateaubriand den Wunſch aus, daß überall ſtatt des Wortes: „Volk" lieber „Nation" geſetzt werden möchte, was gewöhnlich eine Auskunft Derjenigen iſt, welchen der Volksbegriff als ſolcher in ſeiner Nacktheit allzu bedenklich erſcheint, und die in dem weitbauſchigeren Begriff der Nation noch einen guten Verſteck für Manches glauben, was ihnen jederzeit wünſchenswerth iſt.*)

Die Verfaſſung vom 14. Januar 1852 erklärte gleich im 1. Artikel ihres 1. Titels: „Die Verfaſſung erkennt an, beſtätigt und verbürgt die im Jahre 1789 proclamirten großen Grundſätze, welche die Grundlage des öffentlichen Rechts der Franzoſen ſind."

Ob dieſe „großen Grundſätze von 1789" noch

*) Oeuvres de Louis Napoléon I. 67.

lange zu dem ſtatutenmäßigen Schwindel des Kaiſer-reichs gehören werden? Der bonapartiſtiſche Komö-diendichter Emil Augier, der kürzlich auf dem Odéon ſein neues Stück: „la jeunesse“ aufführen ließ, wußte darin noch durch eine Anſpielung auf die Wohlthaten der Principien von 1789 einen ſtürmi-ſchen Theater-Applaus hervorzurufen. Aber man weiß nicht mehr recht, wer dieſe Klatſcher noch ſind. Man fängt an, diejenigen, welche ſich ſo laut für die Principien von 1789 erklären, bereits für heim-liche Polizei-Agenten anzuſehen. Denn ein Anderer, der nicht auf bonapartiſtiſchem Standpunct ſteht, würde es jetzt nicht mehr wagen, ſo enthuſiaſtiſch nach dem revolutionairen Köder des Kaiſerthums zu ſchnappen

V.

Eine neue Epoche im Kaiserreich.

Das Granaten-Attentat, welches am 14. Januar zwischen der Ecke der Rue Lepelletier und der großen Oper gegen den Kaiser Napoleon III. begangen wurde, hat einen erschütternden Wendepunct für die ganze Stellung des Kaisers herbeigeführt. Louis Napoleon ist durch dies furchtbare Mord-Attentat, und wahrscheinlich noch mehr in Folge der Entdeckungen, die er gleichzeitig in den inneren und verborgenen Zuständen Frankreichs gemacht, ganz und gar in die Reaction des nackten Säbels hineingeworfen worden. Die Epoche ist abgelaufen, wo er mit der demokratischen Idee künstelte. Durch dies Ereigniß hat sich seine Natur in ihrem Innersten umgewandelt, und finsterer und rascher als man ihn je gesehen, hastiger und übergangsloser als man es je von ihm erwartet hatte, spielte er den letzten Trumpf des Kaiserthums aus, der an die Stelle aller anderen gesetz-

lichen Einrichtungen die militairiſche Reorganiſation des franzöſiſchen Volkes ſetzt.

Es liegt in der Art und Weiſe der napoleoniſchen Perſönlichkeit, ſich plötzlich unberechnenbar zu verändern. Die Höllen-Maſchine des dritten Nivoſe, die gegen den erſten Conſul ebenfalls auf ſeinem Wege nach der Oper losbrannte, veränderte ſein ganzes Weſen auf Einmal ſo ſichtlich, daß Napoleon von dieſem Augenblick an ein anderer Menſch geworden zu ſein ſchien. Zwar traf ihn der Mordanſchlag nicht, und Napoleon verdankte ſein Leben ſeinem halbtrunkenen Kutſcher, der mit dem Wagen, in welchem der erſte Conſul mit ſeinen Generälen und Adjutanten ſaß, im Galopp durch die enge Straße dahinjagte, welche von dem mit der Höllen-Maſchine beladenen Karren geſperrt war. Die gefüllte Tonne ſpie ihr Eiſen und Blei erſt hinterher aus, nachdem Napoleon ſchon vorübergefahren war, und tödtete und verwundete nur eine Menge unſchuldiger Perſonen auf der Straße oder erſchütterte die umherliegenden Häuſer und Fenſter, wie es auch bei den gegen Louis Napoleon geſchleuderten Bomben am 14. Januar der Fall war.

Das Ereigniß mit der Höllenmaſchine am dritten Nivoſe wandelte zuerſt die Individualität Napoleons in einen anderen, ganz verſchieden ſich darſtellenden Charakter um. Napoleon hatte bis dahin ſich bemüht,

dem franzöſiſchen Volke als Franzoſe zu erſcheinen. Er hatte auch eine individuelle Uebereinſtimmung mit der Nationalität, die er beherrſchen wollte, erſtrebt, und ſich darum gewiſſe elaſtiſche und gefallſame Manieren des franzöſiſchen Charakters angeeignet, die ihn nicht übel zu kleiden anfingen. Das Haus, das er führte, war gaſtfrei und geſellig geweſen, er verkehrte ohne jede ſchwierige Etiquette mit Gelehrten, Künſtlern und andern ausgezeichneten Männern, die an ſeiner Tafel täglichen Zutritt hatten, und es ſchien einen Augenblick lang, als wenn der Hof des erſten Conſuls auch den Muſen und Wiſſenſchaften Alles zu erſetzen vermöchte, was ſie nach dem Sturz der alten Hofwirthſchaft Frankreichs verloren hatten. Das Attentat machte ihn zu einem erklärten Gegner der franzöſiſchen Nationalität, zu einem Feind der Franzoſen im eigentlichſten Sinne des Wortes, und er ſelbſt warf die franzöſiſch nationale Maske, die er bis dahin getragen, mit einem Alle beſtürzenden Ungeſtüm ab. Das italieniſche Geſchlecht bemächtigte ſich jetzt wieder der ganzen Natur Napoleons, und die Franzoſen erkannten den Fremden, der nicht von ihrer Art war, der ihnen aber bereits mit unentrinnbarer Gewalt den Fuß auf den Nacken geſetzt hatte.

Dies Attentat vom dritten Nivoſe, welchem der Hauptwendepunct in dem Herrſcher-Charakter Napo-

leons zugeschrieben werden kann, war italienischen Ursprungs, obwohl die desselben angeklagten Italiener niemals gesetzlich überführt worden sind. Auch das Raketen-Attentat gegen Louis Napoleon, an dessen Spitze die Italiener Orsini und Pierri gestanden, mischte seinen italienischen Ursprung ohne Zweifel mit den in der französischen Hauptstadt selbst verzweigten Elementen, die, wenn man den ganzen Umfang dieser Betheiligung auch so lange als möglich verheimlichen wird, jedenfalls sehr stark und sehr nachhaltig dabei im Spiele waren. Daß die italienische Conspiration dabei zum Ausführungs-Werkzeug gestempelt wurde, lag in der ganzen Situation. Der Name des Grafen Orsini bezeichnet mehr, als irgend ein anderer Name der heutigen italienischen Flüchtlinge, den offen gebliebenen Krater der italienischen Revolution, der am allerwenigsten durch die französischen Bajonnette hat geschlossen werden können. Die italienische und die französische Revolution haben sich aber schon seit längerer Zeit zu einer solidarischen Sache zusammengestellt, die sich mit ihren innersten Fäden berührt, und bei der es auf die Gleichzeitigkeit und Folgerichtigkeit der ersten Ereignisse abgesehen ist. Dadurch ist das Attentat in seiner mordschwangeren scheußlichen Gestalt auf den französischen Boden geschoben worden, um die revo-

lutionaire Initiative Frankreichs, welche ſonſt durch die ewig wühlenden Parteien gehandhabt wurde, jetzt in den Alles entſcheidenden Anſchlag auf eine einzelne Perſon zu verlegen. Aus der Unterdrückung der politiſchen Parteien in Frankreich iſt das ſiniſtre Gorgonenhaupt des Attentats hervorgewachſen. Die freie und öffentliche Entwicklung der Parteien hatte in einem Lande wie Frankreich viel Gutes gehabt. Es wurden dadurch die Schlacken ausgeworfen, die, im Innern ſtecken bleibend, und ſich auf die Lebensorgane werfend, leichter als jede offene Bewegung die Exiſtenz eines Staats gefährden können. Wo aber die Parteien durch das Attentat abgewechſelt worden, iſt nur noch die Verzweiflung als Factor der Bewegung übrig geblieben.

Daß das Attentat vom 14. Januar in Paris nicht iſolirt daſtand, ſondern auch in der Bevölkerung nach verſchiedenen Seiten hin wurzelte, haben die zahlreichen, gegen dreihundert Perſonen betroffenen Verhaftungen bewieſen, mit welchen unmittelbar nach dieſem Ereigniß in den Volksvierteln von Paris zugegriffen wurde. Die Beſtürzung der Regierung ſelbſt war bei dieſer Gelegenheit nicht minder groß, als die der aufgeſcheuchten Bevölkerung. In vielen Kreiſen von Paris hatte man bereits verlernt, an die Möglichkeit neuer revolutionairer Ereigniſſe zu glau-

ben. Selbſt von der geheimen Geſellſchaft der Marianne, die ſich bis dahin noch als rother Faden durch die Zuſtände des Kaiſerreichs gezogen, war es in der letzten Zeit ganz ſtill geworden, und die Pariſer Polizei ſchien den ewigen Frieden zu träumen, den Louis Napoleon als den eigentlichen Begriff des Kaiſerthums offenbart hatte.

Mitten in dieſen ſtillſten Moment des Kaiſerreichs fiel der Mordanſchlag gegen den Kaiſer und die Kaiſerin beim Opernhauſe, unter Anwendung einer ganz neuen und erfinderiſchen Compoſition, wie ſie zu Wurfgeſchoſſen dieſer Art noch nicht benutzt worden war. Man war bis dahin der Meinung geweſen, daß Louis Napoleon eine ſehr gute und wachſame Polizei organiſirt hatte, welche der altnapoleoniſchen Polizei mindeſtens ebenbürtig war und wie dieſe das Gras wachſen hören konnte, wo überhaupt noch dergleichen im Kaiſerreiche wuchs. Aber die Polizei Louis Napoleons, ſo ſehr man ſich auch oft über ihr rigoroſes Weſen und ihre beläſtigende Geheimthuerei geärgert hatte, war, wie ſich jetzt gezeigt hat, nur ein Kind an Unſchuld und Einfalt geweſen. Selbſt in jedem kleinen deutſchen Duodez-Staat, wo kaum ſo viel Raum da iſt, um einen verdächtigen Fremden mit einigem Ceremoniell über die Grenze führen zu können, ſpielt heutzutage

die polizeiliche Ueberwachung eine weit größere Rolle, als ihr in der letzten Zeit in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs verstattet schien. Einen Fremden in Paris auszumitteln, hatte oft für Privatpersonen die allergrößten Schwierigkeiten, sogar wenn der Polizei-Präfekt selbst mit aller möglichen Gefälligkeit sich darein mischte. Wir waren selbst Zeuge, wie der Polizeipräfect in allen möglichen Stadtvierteln von Paris herumtelegraphiren ließ, um die Wohnung eines dringend begehrten Fremden in Paris zu ermitteln, aber die amtliche Recherche ergab nur, daß ein Fremder dieses Namens in Paris gar nicht anwesend sei, während eine zufällige Begegnung mit demselben auf dem Boulevard es bald darauf ergab, daß der Freund sich schon seit mehreren Wochen in einem namhaften Hôtel von Paris aufhielt.

Daß aber die zahlreichen Niederlassungen der Italiener der Pariser Polizei in der letzten Zeit nicht aufgefallen waren, mußte jeden Unbefangenen in Verwunderung setzen. Diese Italiener, die größtentheils Emigrirte waren, und an deren Spitze der vor Kurzem gestorbene Manin, der ehemalige Vertheidiger und Dictator Venedigs, gestanden, nahmen eine ziemlich bedeutende Stelle in der französischen Gesellschaft ein. Schon vor Jahren war der Salon der schönen und geistreichen Fürstin von Belgiojoso in Paris der

glänzende Mittelpunct der italieniſchen Emigration geworden, die von hier aus ihre Verbindung mit den beſten Kreiſen der Pariſer Geſellſchaft fand. Das unendlich feierliche Leichenbegängniß Manin's, das im Herbſt des Jahres 1857 in Paris ſtattfand, bewies vor Aller Augen und auf allen Straßen, welche Sympathie die italieniſche Nationalität, und zwar heutzutage mehr als je, bei dem franzöſiſchen Volke genießt. Die in Paris lebenden Italiener begannen auch vor einiger Zeit ein eigenes Journal unter dem Titel: Le Courrier Franco-Italien in franzöſiſcher Sprache herauszugeben, das meiſt von italieniſchen Emigranten geſchrieben wurde, und obwohl es nur für Induſtrie, Commerz, Literatur und Theater beſtimmt war, doch einen Vereinigungspunct und eine tägliche Berührung mit dem franzöſiſchen Publikum gewährte. Nach dem Attentat vom 14. Januar ſind alle dieſe Umſtände bedeutender ins Gewicht gefallen, aber die napoleoniſche Polizei ſchien ganz den ſcharfen Geruch verloren zu haben, der ſonſt auch aus unverfänglichen Dingen die wichtigſten Combinationen herauszuwittern verſtanden. Hinterher, wo in Folge des Mordanfalls die grenzenloſeſte Verwirrung und Unſicherheit nach allen Seiten hin entſtand, ging die Polizei mit ebenſo zudringlichen Verdächtigungen darauf los, und ſelbſt die Fürſtin von

Belgiojoſo wurde genöthigt, eine öffentliche Erklärung darüber abzugeben, daß ſie keine Mitwiſſenſchaft um das Attentat der Italiener Orſini und Pierri habe. Graf Orſini ſoll, bei einer früheren Anweſenheit in Paris, im Salon der Fürſtin geſehen worden ſein. Vielleicht gehörte er ſogar zu ihren Freunden, was bei ihrer bekannten politiſchen Richtung, aus welcher Chriſtine Trivulce von Belgiojoſo niemals ein Hehl gemacht, leicht angenommen werden konnte. Aber die Theilnahme an einem Attentat, das mit ſeiner ſcheußlichen Geſtalt zugleich die roheſte Grauſamkeit gegen die ſchuldloſeſten und unbetheiligtſten Menſchen verbindet, wäre bei einem ſo zarten weiblichen Gemüth, wie es die Fürſtin Belgiojoſo hat, eine pſychologiſche Unmöglichkeit. —

Louis Napoleon hat jetzt auch ſein Höllenmaſchinen-Attentat gehabt, wie es Napoleon I. hatte, deſſen Schickſal auch in den einzelnſten Umſtänden prototypiſch für das Leben des kaiſerlichen Neffen ſein ſoll. Es liegt hier aber nicht mehr die geſchichtsſpieleriſche Combination der früheren Tage vor, welche mit fataliſtiſcher Sinnigkeit an die Daten und Thatſachen der alten napoleoniſchen Zeit überall das eigene Schickſal anzuknüpfen ſuchte. Diesmal macht das Verhängniß ſelbſt bitteren Ernſt, und das Attentat vom 14. Januar berührt die Schulter

Louis Napoleons als eine Mahnung, die ihn nicht nur in seinem innersten Wesen erschüttert, sondern auch neue Entschlüsse, aber solche, die den vollendeten Umschlag seines bisherigen Systems ankündigen, in ihm hervorgerufen hat. Die Aehnlichkeit, welche dieser epochemachende Mordanfall gegen Napoleon III. mit der Verschwörung gegen das Leben Napoleons I. darbietet, hat allerdings in den Umständen wie in den politischen Folgen etwas unheimlich Ueberraschendes. Nachdem die als Urheber des Mordanschlages angesehenen Italiener Ceracchi und Diana nebst ihren Mitverschworenen Chevalier und Arena zum Tode verurtheilt worden, schritt Napoleon I. sogleich zur Errichtung seiner Special-Gerichtshöfe (Tribunaux speciaux), durch welche die Befugniß festgestellt wurde, eine Menge von angeklagten und verdächtigen Personen vor ein von der Regierung ernanntes Ausnahme-Gericht zu stellen, und sie dabei des Schutzes der bestehenden Gesetze und der Einrichtung der Geschworenen zu berauben. Der muthige Guingené erhob damals im Tribunat, nebst vielen anderen, seine Stimme gegen diese Maaßregel der furchtbarsten Willkür, die auch nur mit einer Majorität von acht Stimmen gegen einundvierzig zum Gesetz erhoben werden konnte.

Damit nicht zufrieden, suchte der erste Consul auch

noch eine andere Maaßregel durchzubringen, wonach die Regierung die Macht erhalten ſollte, diejenigen Perſonen, deren Gegenwart ſie für unverträglich mit der öffentlichen Sicherheit hielt, aus Paris zu entfernen, die Internirten aber, welche ſich von ihrem Verbannungsorte entfernen würden, deportiren zu laſſen. Aber die napoleoniſchen Verfaſſungskörper, von denen der erſte Conſul auch in dieſem Fall noch einigen Rechtsſchimmer erborgen wollte, beſtanden damals noch nicht ſo ausſchließlich aus gemietheten Intriguanten, und es machte die größten Schwierigkeiten, aus dieſem gegen die ganze republikaniſche Partei gerichteten Blut-Act ein Geſetz zu erzielen. Dieſe Maaßregel konnte nur als ein Polizei-Decret durchgeſetzt werden, worüber der Senat nur ſeinen Spruch abzugeben hatte, ob er ſie für verfaſſungswidrig hielt oder nicht. Der Senat, der ſich fügſamer erwies als man anfangs erwartet, erklärte aber jetzt mit aller Gefälligkeit, daß er in dem Regierungs-Act vom 14. Nivoſe (3. Januar 1801) nur eine die Conſtitution ſchützende Maaßregel zu erkennen vermöge. Jetzt regnete es aber auf allen Seiten Verfolgungen und Verbannungen, und die Deportation nach Cayenne kam in Schwung, wodurch der für die Geſundheit verderblichſte Ort der Welt zum Marter-Aufenthalt für viele freiſinnige und redliche Männer

Frankreichs bestimmt wurde. Cayenne wurde eine Haupt-Losung des sich emporrichtenden napoleonischen Kaiserthums, und ohne Cayenne, das Niemand besser als Louis Napoleon begriff, würde auch das zweite napoleonische Kaiserthum nicht aufgerichtet worden sein.

Es erschien damals dem ersten Consul vortheilhaft, sich zuerst der Demokraten und Jacobiner im Lande zu entledigen, denn von diesen hatte er beim Anbau der Kaiserherrschaft ohne Zweifel am meisten zu fürchten. Seine Ansicht war daher, ungeachtet des Widerspruchs vieler Männer in seiner Umgebung, von vorn herein dahin gegangen, daß das Attentat mit der Höllen-Maschine nur den Terroristen und Septembriseurs, die aus der Fluth der Revolution noch übrig geblieben waren, verdankt werden könne.

Die zweideutige und verdächtige Rolle, welche damals der Polizeiminister Fouché bei dieser ganzen Angelegenheit spielte, erleichterte dem ersten Consul ohne Zweifel die raffinirte Machination, die er einzig und allein im Sinne hatte. Fouché ist oft für den geheimen Anstifter des Attentats gehalten worden, da man seine frühere Verbindung mit den Jacobinern der Revolution unaufhörlich beargwöhnte, und der Staatsrath Röderer warf ihm damals öffentlich vor daß er durch seine den Terroristen erwiesene Schonung, und durch die Stellung, die er ihnen ertheilt,

sie zu dieser Frevelthat ermuthigt habe. Das räthselhafte persönliche Benehmen Fouché's in Allem, was das Attentat betraf, machte das Urtheil darüber immer zweifelhafter. Jedenfalls verständigte er sich auf dem Wege einer geheimen Berathung mit Bonaparte dahin, daß die Urheberschaft der That einzig und allein den Terroristen zugeschoben werden solle. Dies wurde die Parole, nach welcher die Ausnahme-Gesetze nun in Anwendung gebracht wurden. Von diesem Augenblick an begannen die Klugen im Lande zu glauben, daß die Royalisten und Chouans die eigentliche Triebfeder der Verschwörungen gegen Napoleon gewesen seien, und bald wollte auch die Polizei wissen, daß die hingerichteten Italiener ganz unschuldig gewesen, und daß Georges Cadoudal, der herkulische Chef der Chouans während der französischen Revolution, von England, und unterstützt mit englischem Gelde, herübergekommen sei, um die von ihm entworfene Idee der Höllen-Maschine auszuführen. Man verhörte und guillotinirte Georges Cadoudal, aber es ist immer ein Dunkel darüber geblieben, ob die ihm zur Last gelegte Schuld wirklich bewiesen worden.

Bonaparte hatte jedenfalls den Plan gehabt, erst nach der Deportation der Jacobiner nach Cayenne den Schlag gegen die Royalisten zu führen, obwohl

die Hinrichtung Cadoudal's eigentlich die Deportation der Jacobiner Lügen ſtrafen mußte. Aber darauf kam es im napoleoniſchen Syſtem nicht an. In Napoleon erſchien der neue Cäſar, den Macchiavelli geweiſſagt und inſtruirt hat. Der neue Fürſt Machiavelli's, der in ſeiner alleinigen Gewalt die moderne Univerſalherrſchaft begründen wollte, brauchte den Widerſpruch mit ſich ſelbſt nicht zu ſcheuen. Es lag auch darin für ihn nur eine Gelegenheit, der Nation die Kraftprobe ſeines Willens zu geben. Merkwürdig aber iſt, daß eine Mitſchuld der Verſchwörungen gegen Napoleon's Leben ſchon damals auf England geworfen wurde. Fox hatte zwar bei ſeiner Anweſenheit in Paris in einer mündlichen Unterredung mit Bonaparte behauptet: „kein Engländer werde ſich zur Anſtiftung eines Meuchelmordes hergeben", aber damals theilten ſchwerlich alle engliſchen Staatsmänner dieſen Gedanken, der ſchon durch den Anhalt, welchen Georges Cadoudal in England gehabt, widerlegt zu werden ſchien.

Was Louis Napoleon auch jetzt thun mag, es iſt jedenfalls der altnapoleoniſche Weg, auf dem er in dies ſein neues Repreſſiv-Geſetz gedrängt worden, und dies wird ohne Zweifel ſeinen Familien-Fatalismus auch in dieſer Phaſe ſeiner Laufbahn beſchwichtigen. Raſch ohne Säumen, als ob ſchon Alles auf dem Spiel

stände, springt er hinaus, mit seinem Gesetz der Verdächtigen in der Hand, und mit der neuen Militair-Organisation, die er schon seit einiger Zeit für eine längst von ihm geahnte Krisis vorbereitet hatte. Die Thronrede, womit er vier Tage nach dem Attentat die Sitzungen des legislativen Körpers eröffnet, und die man an allen Straßenecken von Paris angeschlagen liest, zeigt zuerst aller Welt, was in dem Herzen des Kaisers vorgeht. Ohne Zweifel mit einem bangen Erstaunen erkannte man jetzt zum Erstenmal die ungeheuere Perspective des Attentats. Nachdem der Kaiser mit der künstlichen Ruhe, die ihm immer eigen gewesen, den ersten Theil seiner Rede gehalten und darin mit kurz gedrängten, eilig bezeichnenden Worten die materielle und sachliche Lage auseinandergesetzt, schlug er plötzlich einen ganz neuen und fremden Ton an. Er fragte hastig: „Was ist das Kaiserreich?" Er fragte: „Ist es eine Regierung des Rückschrittes, ein Feind der Aufklärung, welcher es darauf abgesehen hat, die hochherzigen Bestrebungen zu unterdrücken und in der Welt das friedliche Strahlen alles Dessen zu verhindern, was die großen Grundsätze von 1789 Gutes und Bildendes haben?" — „Nein!" fügte der Kaiser mit einer ungewöhnlichen Erhebung seiner Stimme hinzu. „Das Kaiser-

reich hat dieſe Grundſätze an die Spitze ſeiner Verfaſſung geſtellt!"

Es war bemerkenswerth, daß den Kaiſer das machiavelliſtiſche Spiel mit den Ideen von 1789 auch in dieſem Augenblick, in dem ſeine eigene Seele ohne Zweifel tief erſchüttert ſein mußte, nicht verließ. Aber dann ging er, wie man es auch noch niemals von ihm gehört, zu dem Zugeſtändniß über, daß es im Innern von Frankreich noch Fractionen gäbe, welche hartnäckig die fundamentalen Grundlagen der Regierung verkennen. Er erklärte, daß Gefahr beſtehe, er räumte ein, daß das Land von den feindlichen Parteien aufgeregt ſei, aber dieſe Gefahr beſtehe nur in dem Mangel an Repreſſiv-Geſetzen! Zum Schluß drückte ſich wieder eine ſtarke perſönliche Zuverſicht aus, die an den in der Geſchichte waltenden Geiſt der Gerechtigkeit Gottes zu erinnern wagte. Der Kaiſer, an den Tod Cäſars und an die Erdolchung Heinrichs IV. erinnernd, erklärte mit dem ihm eigenen träumeriſchen Tiefſinn, daß die dabei betheiligten Parteien keinen Nutzen aus ihrer Mordthat gezogen hätten. Gott erlaube zuweilen den Tod des Gerechten; er erlaube aber niemals, daß die Sache des Verbrechens ſiege. Schließlich verkündet der Kaiſer mit meſſianiſcher Selbſtgewißheit, daß Er das Reich ſei, denn wenn er am Leben bleibe, ſo lebe das Kaiſerreich mit

ihm; wenn er aber unterläge, ſo würde das Kaiſerreich durch ſeinen Tod ſogar noch gekräftigt werden. Denn die Entrüſtung des Volkes und des Heeres würde eine neue Stütze für den Thron ſeines Sohnes ſein.

Dieſe überraſchenden Bekenntniſſe aus dem Munde des Kaiſers ſelbſt waren allein ſchon geeignet, die Stimmung im Kaiſerreich plötzlich auf einen ganz andern Standpunct zu rücken. Man ſah eine im Innern und Geheimen fortſchleichende Aufregung politiſcher Parteien bezeichnet, von denen man im Empire längſt keinen Begriff mehr gehabt hatte. Und als beſtimmten Ausgangspunct dieſer neuen Aufregung der Parteien gab Louis Napoleon ſelbſt die letzten Wahlen an, bei denen Männer, welche ſich laut als Feinde der „nationalen (kaiſerlichen) Inſtitutionen" bekannten, die Wähler durch falſche Verſprechungen betrogen, und nachdem ſie um ihre Stimme gebuhlt, dieſelbe hinterher mit Verachtung weggeworfen hätten. Es kam hier eine ganze Geheimgeſchichte in einem Zuſammenhang, in dem Alles bereits genau genug ineinandergriff, zu Tage. Viele ruhige, dem Erwerb und der Geldmacherei hingegebene Leute, die ſich bereits von dem Gedanken an eine neue Revolution in Frankreich entfremdet hatten, ſahen wieder, trotz der breiten Straßen Louis Napoleons, neue Barrikaden

in Paris aufſteigen. Dann gab es Geſichter auf den Straßen, mit einem neuen Ausdruck, der lange von denſelben verſchwunden geweſen. Man ſah auch plötzlich wieder ſolche Geſichter, die nur beim Anbruch einer Kriſis auf den Straßen von Paris wieder zum Vorſchein kommen, und über deren räthſelhafte, oft ebenſo flüchtig wieder entſchwundene Exiſtenz man ſchon die verſchiedenſten Grübeleien angeſtellt hat. Es gab plötzlich wieder eine revolutionaire Partei in Paris, welche die Quittung über ihr Daſein in den kaiſerlichen Worten ſelbſt empfangen hatte, welche an allen Straßen-Ecken zu leſen waren. Die Unbefangenſten wußten nicht, ob der Kaiſer mit der ihm ſonſt ſo eigenen providentiellen Klugheit gehandelt? War der Anfang des Endes angebrochen? Und die angekündigten Repreſſiv-Maaßregeln? Sollten ſie ganz Frankreich um ein Attentat treffen, das nur von vier Italienern angeſtiftet war? —

Aber man erfuhr bald, daß es ſich keineswegs bloß um dies Attentat handele, ſondern daß durch die angekündigten Repreſſiv-Maaßregeln plötzlich wieder auf die Revolutionsjahre von 1848 bis 1851 zurückgegriffen werden ſolle. Die Revolution exiſtirte alſo noch im Geheimen weiter, und bedrohte ſelbſt den heutigen Tag, den man unter der Sonne des Kaiſerthums für geborgen und gereinigt gehalten

hatte. Der Begriff des Kaiſerthums war doch der geweſen, daß es auf den Trümmern der überwundenen Revolution ſeine Fahne aufgepflanzt hatte. In dieſem Sinne hatte man das Empire Napoleons I. verſtanden, in dieſem Sinne hatte Napoleon III. ſeine Beglückungstheorie für das Volk und für alle Klaſſen angekündigt. Schon die Erwartung des neuen Geſetzes laſtete wie ein Alp auf der Bruſt der ganzen Bevölkerung. Der Moniteur enthielt Tag für Tag nichts als die Adreſſen der verſchiedenen Körperſchaften des Staats, die, oft mit einem Ausdruck tiefgefühlter Wahrheit, oft auch mit einer ſehr geſchraubten Schwülſtigkeit des Stils, dem Kaiſer ihre Entrüſtung über die That, und ihre Freude über die Erhaltung ſeines Lebens ausſprachen. Endlich wurde auch der Text des Repreſſiv-Geſetzes bekannt, welches dem geſetzgebenden Körper vorgelegt worden.

Jetzt konnte man nicht länger zweifeln, daß das Kaiſerthum ringsum von inneren Feinden, von gefährlichen Widerſachern und Verſchwörern umſtellt ſein müſſe, und dieſe inneren Feinde waren Jedermanns Nachbar, ſie konnten, nach der weit zielenden und weit zurückgreifenden Bedeutung des Geſetzes zu ſchließen, aus jedem Hauſe zu jeder Stunde hervorbrechen. Man ſah jetzt, daß man am Abend des 14. Januar am Rande eines Abgrundes geſtanden hatte. Es wogten

jetzt immer dunklere Gerüchte empor, und man theilte sich in weiteren Kreisen die Kunde mit, daß die Nacht vom 14. auf den 15. Januar zum Ausbruche zweier Aufstände, theils in der republikanischen, theils in der legitimistischen Richtung bestimmt gewesen sei, und daß die beiden Parteien, nachdem sie einen gemeinschaftlichen Sieg gegen die bestehende Regierung erkämpft, und nachdem die Armee sich ausgesprochen, es sich dann vorbehalten hatten, sich entweder eine der anderen zu unterwerfen oder miteinander um den letzten Sieg zu ringen. Es klang dies wie bekannte Schreckenserinnerungen aus vergangenen Tagen, und das ganze Machtbild der französischen Revolutionskunst schien sich wieder zu enthüllen.

Unmittelbar nach dem Attentat hatte der Abtheilungs-Chef eines Ministeriums zu dem Kaiser gesagt: „Sire, ich bedauere, Ihnen unter den jetzigen Verhältnissen gestehen zu müssen, Ew. Majestät liebt die Freiheit zu sehr!" Danach ist es also das Uebermaaß der im Kaiserreich noch geduldeten Freiheit gewesen, welches die Dämonen der Vergangenheit wieder aufgestachelt, und die bestehenden Zustände von Neuem in Frage gestellt hat! Vielleicht gelingt es jetzt bloß dadurch, daß die kaiserliche Regierung ihren Freiheitseifer mäßigt, die auseinander klaffenden Zustände wieder in ihre Fugen zurückzutreiben. Die

Mäßigung des Freiheitseifers wird aber nicht bloß im Herzen, sondern auch durch die Anwendung einer repressiven Straftheorie auf die revolutionairen Leidenschaften des nimmer rastenden Volkes kundgegeben werden müssen. Der Verfassungskörper, durch welche das neue Bändigungsgesetz gehen muß, meint Louis Napoleon zwar sicher sein zu können, und er vertraut denselben sichtlich mehr, als es damals Napoleon I. thun zu können glaubte. Die Sache geht aber auch nicht ganz ohne Schwierigkeiten ab. Schon bei der Redaction des Gesetzes im Staatsrath, obwohl dieser Körper aus Mitgliedern mit 25,000 Francs jährlicher Gage besteht, erhob sich eine oppositionelle Minorität von 24 gegen 28 Stimmen, und das Gesetz konnte darum nur mit einer Mehrheit von 4 Stimmen aus dem Schooße dieses Conseils hervorgehn. Auch beim gesetzgebenden Körper entstanden die lebhaftesten Discussionen, doch wurden nur einige formelle Aenderungen gemacht, und das eiserne Gesetz, das in seiner schreckensvollsten Bedeutung zugleich das „Gesetz der Verdächtigen" genannt wurde, betrat den Boden des Kaiserreichs.

Dies Gesetz bedrohte nicht nur die Verfertiger von Pulver, Höllen-Maschinen, Knallpulver und Bomben, welche damit das Leben des Staats-Oberhaupts bedrohen, zu den schwersten Strafen, sondern

es richtete ſich auch ſofort, mit einer unerhört rückwirkenden Kraft, gegen diejenigen Perſonen, welche in Folge der Ereigniſſe vom Juni 1848 und 2. December 1851 verurtheilt oder vertrieben worden waren. Es wird mithin Jeder, der wegen eines in dieſe Kategorie fallenden Verbrechens oder Vergehens früher verurtheilt geweſen oder auch irgend eine mißliebige Aeußerung gegen die Perſon des Kaiſers gethan, nach erfolgter Strafe noch in Frankreich oder Algerien internirt oder aus dem franzöſiſchen Reichsgebiete verwieſen werden können. Die peinlichſte Unſicherheit aller Zuſtände und Perſonen iſt dadurch in Familie und Geſellſchaft eingedrungen. Man wies ſogleich auch auf Männer, wie Thiers und Lamoricière hin, von denen der Letztere erſt vor Kurzem durch die Gnade des Kaiſers ſeinem Vaterlande zurückgegeben worden, während die Anführung von Thiers in einer der letzten Thronreden Louis Napoleons geglänzt. Dieſe Männer, wie viele der ehrenwertheſten Frankreichs, waren jetzt jeden Augenblick wieder einer neuen Aechtung und Deportation ausgeſetzt. Nicht minder ängſtlich aber war man um Diejenigen, welche ſich den letzten Reſt des franzöſiſchen Nationalweſens noch in einer leichtbeweglichen und ſchwatzhaften Zunge gerettet hatten. In den Clubs und Cercles, die noch polizeilich verſtattet

waren, hatte man wohl noch manches Wort gesprochen, das, in harmloser Form, doch nicht gerade von der Hand des Inquisitors öffentlich umgedreht werden durfte. Jetzt aber konnte überall, wo noch Menschen zusammen waren, nur eine künstliche Einöde entstehn, und im Hinblick auf die einstige Verheißung, daß das Kaiserthum der Frieden sei, dachte man an die schreckensvollen Worte des Tacitus, die als Inschrift in dem Diadem aller volksfeindlichen Fürsten glänzen: — „eine Einöde schaffen sie um sich her; Frieden nennen sie es!" (solitudinem faciunt; pacem appellant).

Der eigentliche Gipfel aller Gewaltherrschaft ist der, daß die ganze dem Thron gegenüberstehende Nation nur zu einer Horde von Verdächtigen gemacht wird. Die bleiche Furcht, daß Jeder herausgegriffen und an das Messer geliefert werden könne, ersetzt dann allmälig das Bewußtsein jedes anderen nationalen Verbandes. Durch diese Art von Zugehörigkeit zu einem starken und furchtbaren Thron fühlt sich Jeder nicht nur der ihm gegenüberstehenden Macht, sondern auch jedem Einzelnen, mit dem er in dem Trupp zusammensteht, auf Gnade und Ungnade überantwortet. Der Eine kann den Andern wegen einer unwillkürlichen Gebärde, die vielleicht nur der Ausdruck seines Schmerzes ist, verrathen

und ausliefern. Die Flucht aus dem Staat ist noch als das einzige Rettungsmittel der Nation übrig geblieben. Sobald die erste Kunde von dem Gesetz der Verdächtigen erscholl, sah man auch schon eine Menge französischer Flüchtlinge in England ankommen, die aus Personen bestanden, welche im Jahre 1848 oder 1851 mehr oder minder compromittirt waren, und sich nun bei Zeiten vor diesem Gesetz retten zu müssen glaubten. In derselben Zeit, wo man im englischen Parlament, zur Befriedigung der neuerhobenen Ansprüche Louis Napoleons, über die Bill gegen Mordverschwörungen auf englischem Boden, berieth und durch Verwerfung dieser Bill das Asylrecht als ein unantastbares Palladium der englischen Nation behauptete, führte jeder Dampfer, der von französischen Häfen in England einlief, eine Anzahl von Flüchtlingen, die dieses Asyls bedürftig waren, mit sich am Bord.

Man irrte sich aber, wenn man glaubte, daß Napoleon III. das italienische Attentat bloß als willkommenen Vorwand benutzt habe, um nun durch einen einzigen Griff den letzten Rest französischer Freiheit zu vernichten. Louis Napoleon ist zu sehr der Mann der tiefsten Einsicht und der klügsten Berechnung, und außerdem durch Erfolge ohne Gleichen über sein eigenes Schicksal sicher gemacht, als daß er, so lange er die Situation noch in der Hand

hielt, dieſelbe darin umſchlagen laſſen ſollte. Aber die Situation war in ſeiner Hand unſicher geworden, und er hatte eingeſehn, daß es einer neuen Schraube bedurfte, um ſie von Neuem und mit einer verſtärkteren Spannung als bisher feſtzuhalten. Das mörderiſche Attentat hatte, wie ein plötzlich abgefeuerter Schuß in einer dunklen Sturmnacht, den Moment enthüllt, der die ringsum aufgethürmten Gefahren zeigte. In ſolchen Augenblicken ſieht man weiter und tiefer in die Nacht hinein, als gewöhnlich, und man erblickt oft in äußerſter Ferne Erſcheinungen und Geſtalten, die ſich ſonſt aller Sehkraft entzogen. Die Entſchlüſſe aber, die Louis Napoleon unmittelbar nach dem Ereigniß zu einer ſo vollſtändigen und umfaſſenden Aenderung ſeines politiſchen Syſtems gewonnen, traten ſo ſchnell und reif aus ſeiner Seele hervor, daß man ihn nicht für unvorbereitet nach dieſer Seite hin halten konnte. Es beſtätigte ſich bald auch durch die Aeußerungen ſeiner Vertrauten, daß man endlich auf einen Punkt gekommen war, wo man ſich nicht mehr verhehlen konnte und durfte, daß die feindlichen Parteien zu einer neuen Exiſtenz, ja ſchon zu einem neuen Angriffsboden in Frankreich gekommen waren. Die Sache war bereits ſo dringend geworden, daß ſie ohne längeres Zögern an die große Glocke geſchla-

gen werden mußte. Hätte es ſich noch im Stillen abmachen laſſen, ſo würde der Kaiſer gewiß die ihm unangenehmen und peinlichen Debatten im engliſchen Parlament, welche die Sicherungs-Bill gegen die Unternehmungen der Flüchtlinge in England betrafen, vermieden haben. Aber es mußte ſchon Alles aufgeboten werden, um der wankenden Situation eine neue Befeſtigung zuzuführen. Es war jedenfalls im Innern des Landes, und auf dem verborgenen Grunde deſſelben, ſchon ſo weit gekommen, daß Louis Napoleon ſelbſt das Viſier zurückſchlagen mußte, um ſein Geſicht endlich in der wahren Geſtalt zu zeigen. Die engliſche Times machte es dem Kaiſer, ſeine neuen Maaßregeln beſprechend, bei dieſer Gelegenheit zum Vorwurf, daß er im Zorn geſchlagen habe. Es iſt aber dies keineswegs der Fall. Nicht im Zorn über das italieniſche Attentat hat der Kaiſer die Regierung Frankreichs in ein militairiſches Schreckensſyſtem verwandelt. Er ſah in dieſem Moment blos, daß die Zeit erfüllt war, wo er die unentrinnbare Nothwendigkeit dazu für angebrochen halten mußte. Die Freiheit Frankreichs an ſich ſetzte ihn nicht in die geringſte Verlegenheit. Er konnte, nach dem künſtlichen Proceß der napoleoniſchen Idee, die Freiheit ganz und gar wiederherſtellen, oder ganz und gar vernichten, je nachdem es ihm paßte. Die ge-

heimen Feinde des napoleoniſchen Kaiſerthums drangen in ihren verſteckten Laufgräben gegen ihn vor und ſuchten ihn zu treffen, wie weit und wie kurz er ſein Spiel mit der Freiheit auch immer treiben mochte.

Der Moniteur giebt zwar in einer Art von Erläuterung zu den neuen Maaßnahmen der Regierung die ſeltſam klingende Verſicherung: daß das politiſche Syſtem durchaus nicht geändert werden ſolle! Aber nichtsdeſtoweniger wird ſchon durch die Ernennung des Generals Espinaſſe zum Miniſter des Innern an der Stelle Billaults hinlänglich ausgedrückt, daß mit dem 14. Januar 1858 „der Anfang einer neuen Aera des Kaiſerthums", wie es manche Leute in Paris bereits ſehr unvorſichtig zu nennen begannen, angebrochen ſei. Billault, der bisherige Miniſter des Innern, war ein viel zu politiſcher Mann geweſen, und die Ausführung des Repreſſiv-Geſetzes wäre in ſeiner Hand noch gewiſſen Schwankungen der Grundſätze anheimgegeben worden. Der Kaiſer bedurfte eines rein ſoldatiſchen Charakters, um die militairiſche Organiſation des Kaiſerreichs, zu der er jetzt vorſchreiten wollte, ins Leben zu rufen. Seit dem erſten Kaiſerreich, in welchem der General Carnot eine Zeitlang (obwohl faſt wider ſeinen Willen) das Miniſterium des Innern verwaltete, iſt kein Militair auf einen ſolchen Poſten geſtellt worden. General

Espinaſſe, der Mann der unbeugſamen Energie, an den ſich das Vertrauen des Kaiſers in dieſer wunderbaren Situation anlehnt, wird jetzt zugleich zum Miniſter des Innern und der allgemeinen Sicherheit („ministre de l'interieur et de sûreté générale") ernannt.

Dieſe Formel iſt zwar nicht neu, denn ſie wurde in dem heutigen Empire bereits damals gebraucht, als der Kaiſer das Polizeiminiſterium abſchaffte und Herrn von Perſigny, den bühnenkundigen Regiſſeur des heutigen Kaiſer-Dramas, zu ſeinem Miniſter des Innern ernannte. Aber dieſe Formel bezeichnete mehr als alles Andere die gefährliche Spitze, auf welcher die kaiſerlichen Dinge jetzt plötzlich balancirten. Es handelte ſich alſo bei der Verwaltung der inneren Angelegenheiten jetzt nicht blos um die Adminiſtration, ſondern nicht minder auch um die allgemeine Sicherheit, und die Sicherheit des Kaiſerthums wird damit zugleich als die Sicherheit jeder einzelnen Perſon in demſelben bezeichnet.

In der Wahl ſeiner Perſonen hat ſich Louis Napoleon noch niemals geirrt, und es hat ſich darin ſeine tiefe, faſt ſeheriſche Menſchenkenntniß bei ihm ſtets mit einem bewundernswürdigen Takt vereinigt. Die neuen Perſonen, die er ſich zur Seite ſtellt, und in neuen Wendepuncten vorzugsweiſe benutzt, werden von ihm erſt lange in der Stille beobachtet, und all-

mälig befördert, bis er sie plötzlich auf den Punct stellt, für den er sie ausersehen hat. General Espinasse, ein Mann von einigen vierzig Jahren, (geboren 1815 in Saissac) und eine der ächten Soldaten-Naturen, die aus dem bonapartistischen Kern des französischen Heeres hervorgewachsen, und in allen Traditionen des Napoleonismus geschult sind, war zur Zeit des Staatsstreichs vom 2. December 1851 noch Oberst. Er war es, welcher am Morgen jenes Tages an der Spitze eines Bataillons das Palais Bourbon mit der darin tagenden Assemblée legislative besetzte, die Versammlung auseinandersprengte und die Quästoren Blas, Leflô u. s. w. verhaftete. Die tapfere Ergebenheit, welche er damals für Louis Napoleon an den Tag legte, wurde nach Vollendung des Staatsstreiches sogleich mit seiner Beförderung zum Brigade-General belohnt. Als Soldat hatte er sich schon in den Gefechten in Algerien durch seine außerordentliche persönliche Bravour, mit der er sich überall schlug, einen Namen gemacht. Im orientalischen Kriege commandirte er auf dem furchtbaren Streifzuge durch die Dobrutscha, wo seine Mannschaften auf die entsetzlichste Weise von der Cholera heimgesucht wurden und Espinasse eine staunenswürdige physische Kraft, aber auch die größte Rücksichtslosigkeit gegen seine Truppen in Bewältigung aller Drang-

ſale bewies. Nach Beendigung dieſes Feldzuges wurde Espinaſſe Diviſions-General und Adjutant des Kaiſers, der eine immer größere Zuneigung zu ihm gefaßt und oft gerühmt hatte, daß er keinen tiefer ergebenen Mann in ganz Frankreich beſäße, als Espinaſſe. Sein jetzt durch eine fürchterliche Narbe entſtelltes Antlitz hat etwas Schreckenerregendes, denn in der Campagne hatte ihn ein wildgewordenes Pferd ins Geſicht gebiſſen, und ihm einen Theil der Lippen und der Backen weggeriſſen.

Der Gedanke, dieſen Mann einſt zum Miniſter des Innern zu beſtimmen, ſoll bei Louis Napoleon ſchon bald nach dem Staatsſtreich erwacht ſein, wo Espinaſſe in ſeinem Auftrage eine Rundreiſe durch die Provinzen machte, um einen Bericht über die politiſchen Flüchtlinge und über die Organiſirung der geheimen Geſellſchaften abzuſtatten. Er ſoll bei dieſer Gelegenheit einen ſo tiefen Spürblick für dieſe unter der Oberfläche Frankreichs ſich hinſchleichenden Bewegungen gezeigt haben, daß er dadurch in dieſem Augenblick der einzige Mann der Situation geworden iſt. Von ſeinen Freunden wurde er auch als ein Mann gerühmt, der ſehr gründliche adminiſtrative Kenntniſſe beſitzen ſoll. Seine Kenntniß aber von allen heimlichen Lagerplätzen der Propaganda, ſeine Eingeweihtheit in alle ihre Pläne und Arbei-

ten, seine Kunde von ihren Persönlichkeiten, Manieren und Stichwörtern, verbunden mit der Schärfe seines Säbels und der vor Nichts zurückschreckenden Kraft seines Willens, sind es wohl vornehmlich, welche ihn zu einem Werkzeug der neuen kaiserlichen Aera eigneten, wie es nicht besser gedacht werden konnte. Und sein Name war bei dieser Gelegenheit wieder so plötzlich und unerwartet aus dem Munde des Kaisers hervorgegangen, daß auch die Vertrautesten in seiner Umgebung wieder davon überrascht wurden. Je mehr aber etwas wie ein plötzlicher Einfall aussieht, desto tiefer hängt es mit dem ganzen System des Kaisers zusammen.

Bei der Ernennung des Generals Espinasse zum Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit war in Paris die Meinung verbreitet, daß dieser neue Cavaignac des Bonapartismus bloß zur Säuberung der französischen Gesellschaft im napoleonischen Sinne bestimmt sei, und dann wieder abtreten werde. Dieser Ansicht tritt aber Espinasse selbst beim Beginn seines Amtes sofort mit der größten Entschiedenheit gegenüber. Unmittelbar nach seiner Ernennung begiebt er sich sogleich, ohne sich von seinem Vorgänger oder dem Staatsminister in sein neues Ministerium einführen zu lassen, ganz allein, mit Ausschluß jeder Feierlichkeit und nur in die kleine Militair-Uniform

gekleidet, in das Miniſter-Hôtel der Rue Grenelle, und läßt ſich in dem für den Miniſter beſtimmten Arbeits-Cabinet nieder. Er klingelt, der Huiſſier erſcheint, und empfängt den Befehl, die Chefs der verſchiedenen Dienſtzweige ſeines Miniſteriums zu ihm zu rufen. Nachdem dieſe eingetreten, kündigt ihnen der General mit trockener Ruhe an: daß es ſich um eine neue Politik der Regierung handle, zu der jetzt Jeder ſeine unbedingte Zuſtimmung geben müſſe! Wer es nicht könne, werde beſſer thun, ſogleich aus freien Stücken abzudanken, denn er ſei als Miniſter entſchloſſen, keinen bloß halben Gehorſam zu dulden. Als die Herren ſich entfernen wollten, fügte der General noch hinzu: ſeine Ernennung ſei übrigens keineswegs eine bloß interimiſtiſche, ſondern ſie habe eine gewiſſe Dauer in ſich, denn er ſei beſtimmt, die Plane des Kaiſers bis zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles auszuführen!

Es handelt ſich alſo um neue Plane, um einen neuen Weg, um ein neues vorgeſtecktes Ziel. Worin es beſteht, wird nicht geſagt, und wer würde es auch übernehmen, es in Worte zu faſſen. Was ſich aber unbeſtreitbar Alle ſagen müſſen, iſt dies, daß Gefahr da iſt. Die Gefahr iſt aus dem ganzen Zuſtand, in dem man bisher gelebt, hervorgebrochen. Die Gefahr betrifft Jeden, denn ſie kann Jeden erreichen.

Die kaiſerliche Geſellſchaft hat eine Enthüllung über ſich ſelbſt gemacht, die ihr beweiſt, daß der Boden unter ihren Füßen jeden Augenblick einſtürzen kann.

Der General Espinaſſe empfängt auch die Offiziere der Pariſer Nationalgarde, und in der energiſchen Anſprache, welche er an ſie richtet, geht er in ſeinen Andeutungen noch weiter, als es die Klugheit in einem ſolchen Moment zu geſtatten ſcheint. Denn er erklärte ihnen geradezu: „der Kaiſer rechne auf ſie, falls eine Emeute ausbrechen werde!“

Eine Emeute! Eine neue Revolution! Iſt es dahin ſchon wieder gekommen? Und wo ſind die Dämme, welche der Kaiſer, welche der Name Napoleon, welche die kaiſerlichen Inſtitutionen gegen das neue Hereinbrechen der Sündfluth aufgerichtet? Wo iſt die napoleoniſche Idee mit ihren Segnungen und Verheißungen? Wo ſind die Garantieen für Frieden, Glück, Wohlſtand und Freiheit, mit denen ſich das Kaiſerthum ſo oft und ſo ſchön für eine und dieſelbe Sache erklärte?

Der General Espinaſſe, Miniſter des Innern, fügt aber in ſeiner Anrede an die Offiziere der Nationalgarde mit ſeiner ſchreckenerregenden Offenheit hinzu: „Man habe bisher zu ſehr an die Vernichtung des revolutionairen Geiſtes und der böſen Leidenſchaften in Frankreich geglaubt; das Attentat vom 14. Januar habe aber dieſe Illuſion zerſtört, und es

ſei Zeit, daß alle ehrlichen Leute ſich gegen den gemeinſamen Feind vereinigen!"

Es iſt alſo Ernſt, und zugleich muß es hohe Zeit geweſen ſein, wenn die Regierung ſolche Bekenntniſſe macht, welche man ſonſt, wie die über ein heimliches Uebel und Gebrechen, ſo lange als irgend möglich zu verſchieben ſucht? Man findet den ſchönen Körper Frankreichs von Neuem ganz beſäet mit geheimen Geſellſchaften und revolutionairen Geſchwüren, und die Aufdeckung muß ſogleich den Entſchluß der gewaltſamſten Heilung, der Heilung mit Feuer und Schwert, herbeiführen. Die merkwürdige Stille, welche das Leben der geheimen Geſellſchaften auf franzöſiſchem Boden in der letzten Zeit dargeboten, war daher nur ein auf Täuſchung berechnetes Manoeuvre geweſen. Die Organiſation der geheimen Geſellſchaften in Frankreich war in der That zuletzt ein Geheimniß geworden, oder dieſelbe hatte ſich auf eine Weiſe verändert, die um ſo ſchwerer zu ergründen war, als ſich die gefährlichſte Verallgemeinerung der Verſchwörung dadurch zu bezwecken ſchien und vielleicht ſchon vorbereitet hatte. Dieſe Geſellſchaften verkehrten nämlich in der letzten Zeit nicht mehr in Gruppen miteinander, in denen ſie ſonſt ihre organiſatoriſche Verknüpfung fanden, ſondern ſie hatten ſich auf eine ganz freie und bewegliche Vergeſellſchaf-

tung der Individuen hingerichtet. Das Centrum der Verbindung ſtand feſt, aber es war nach Außen in lauter mobile Colonnen hinausgetreten, die überall und nirgends waren, und unter denen nur die Individuen mit einander verkehrten, aber ſo, daß der Einzelne nur von ſeinen nächſten Bekannten als Mitglied gewußt war. Ihr Erkennungszeichen war dann, unter einer allgemeinen Loſung, die gemeinſchaftliche That, in der ſie ſich begegnen würden. Durch dieſe Individualiſirung des Complotts wird zuletzt Jeder ein Verſchworener, durch eine Miene wird man Mitglied, aber die Verabredung iſt zu geiſtig, um der Polizei ſo leicht in die Hände fallen zu können.

Dieſe rein individuelle Organiſation der neuen Verſchwörung war eine Folge der Situation, in der gewirkt werden ſollte. Die dem Kaiſerthum feindlichen Parteien, welche es umſtürzen wollen, können nicht mehr in geſchloſſenen Körpern handeln, denn als Parteien haben ſie weder eine Kraft gegen die Regierung, noch aus ſich ſelbſt. Die Parteien mußten ſich in Individuen auflöſen, wenn ſie noch zu einer revolutionairen Unternehmung gegen das Beſtehende gelangen wollten. Der gemeinſchaftliche Sieg der Individuen konnte erſt die Reorganiſation der politiſchen Parteien und dann den Kampf oder die Auseinanderſetzung um ein beſtimmtes Ziel möglich machen.

Die heutige Zerwühlung Frankreichs durch die geheimen Geſellſchaften wurde in weiteren Umriſſen zuerſt durch den Bericht beſtätigt, welchen Herr von Morny über das neue Sicherheitsgeſetz in dem geſetzgebenden Körper hielt. Darin wurde durch den Mund des Grafen Morny officiell bekräftigt, daß, nach den eingelaufenen Berichten, in den geheimen Geſellſchaften auf allen Puncten Frankreichs die Parole verbreitet geweſen: es werde am 14. Januar eine revolutionaire Bewegung in Paris losbrechen! Ueberraſchend genug iſt in dieſem Bericht Seiner Excellenz auch einmal wieder von den „Rothen" die Rede. Im Kaiſerreich waren alle Farben ſo ſtark durcheinander gewaſchen worden, daß der politiſche Regenbogen nur noch Grau in Grau ſich malen konnte, und am allerwenigſten hatte man eine Vorſtellung davon behalten, wie die Rothen im Lande noch ausſahen. Jetzt erfuhr man, daß das neue Geſetz vornehmlich gegen die Rothen gegeben worden ſei. Es ſcheint dies zum Theil gegen jede Klugheitsmaaßregel zu ſein, welche befiehlt, daß man den Teufel nicht an die Wand mahlen ſolle. Aber Graf Morny verſichert ganz laut, daß die Rothen bereits vor der Thür ſeien. Er ruft: die Rothen ſollen es ſich geſagt ſein laſſen, daß ſie uns Alle auf ihrem Wege

finden ſollen, ehe ſie zum Herzen der franzöſiſchen Geſellſchaft gelangen!

Merkwürdig iſt, daß Graf Morny auch bei dieſer Gelegenheit die Socialiſten nennt, und zwar gerade bei dieſem Namen, der ſonſt im Kaiſerreich einen gewiſſen geheimnißvollen Nimbus behalten hatte. Denn man ſagte ſich oft, daß der Kaiſer ſelbſt in einem eigenthümlichen Verhältniß zu dem Socialismus ſtehe und durch ſeine Brotpolitik wie durch ſeine providentielle Fürſorge für die Arbeiter bereits den Anfang mit neuen ſocialen Verſuchen und Organiſationen gezeigt habe. Neuerdings aber ſcheint es, daß man dies Spiel, welches einige ſeltſame magiſche Lichter auf die Zukunft warf, doch nicht minder bedenklich gefunden habe, als das mit den Ideen von 1789. Denn Graf Morny, der bei dieſer Gelegenheit ſchwerlich ſeine Vollmachten überſchritten haben wird, durchbricht jetzt jede fernere Koketterie mit dem Socialismus auf eine faſt grobe Weiſe. Wenigſtens kann man nicht ſagen, daß Er, der ſonſt ein ſo cavaliermäßiger Viveur iſt und nicht leicht die guten Formen verletzen wird, den Socialiſten mit beſonderer Feinheit den Stuhl vor die Thür geſetzt habe. Er wirft ihnen vor, daß auch die übertriebenſte Freiheit ihnen nicht genügen könne, daß keine Verzeihung ſie beſchwichtige, und daß ſie Frankreich bereits mit einem

geheimen Netz umgeben hätten, deſſen Zweck nur verbrecheriſch ſein könne, und daß es eine Schwäche voll der größten Gefahren wäre, ſie im Schatten conſpiriren zu laſſen!

Es ſind alſo vorzugsweiſe die Socialiſten, deren Geheimbünde in Frankreich neuerdings ſich ſo ausgedehnt und befeſtigt haben müſſen, daß es nicht mehr möglich iſt, ſie in dem kaiſerlichen Programm zu behalten. Auch auf die geheimen Umtriebe der Orléaniſten und Legitimiſten ſpielt Morny an, um die Nothwendigkeit des neuen Gewaltgeſetzes zur Sicherung der kaiſerlichen Geſellſchaft darzuthun. Aber eine eigentliche Wichtigkeit wird dabei nur noch der legitimiſtiſchen Partei beigemeſſen. Dieſe Partei wird jedoch principiell ſehr gut und ſehr zeitgemäß mit dem Zuruf abgefertigt: „Heute, wo die Geſellſchaften nicht mehr den Aberglauben des göttlichen Rechtes haben, iſt die erſte Bedingung der Erblichkeit der Beſitz!“ Mit einer gewiſſen Geringſchätzung werden die Orléaniſten behandelt, denen eine verſteckte Argliſt, mit welcher ſie ſich bei Seite halten und im Lande gefährliche Illuſionen zu nähren wußten, zum Vorwurf gemacht wird. Es ſieht ſo aus, als wolle man es beiden, den Legitimiſten und den Orléaniſten, ganz allein überlaſſen, ſich bei der vorkommenden Gelegenheit durcheinander abzuthun.

Aber wer konnte denken, daß die kaiserliche Regierung so bald genöthigt sein würde, mit dem Socialismus als System zu brechen? Es ist möglich und im Interesse der europäischen Ordnung wünschenswerth, daß es dem Kaiser gelingen wird, die geheime Organisation der Socialisten, welche durch ganz Frankreich geht, niederzuwerfen. Aber die socialistischen Umtriebe des Geldes und des Capitals, die unter der Aegide Louis Napoleons mehr als je entfesselt wurden, und die eine zuletzt jeder Regierung schädliche Dissolution aller Klassen hervorgerufen haben, werden nicht so leicht wieder in ihre Gränzen zurückzuführen sein. Louis Napoleon hatte aber auch auf diesem Gebiet eine Entdeckung gemacht, die eine sehr bedeutungsvolle für die ganze Entwickelung der Gesellschaft ist und ihm zugleich die größten Vortheile für seine Machtinteressen sicherte. Es war dies die von ihm aufgerufene Association des kleinen Capitals, wodurch der Kaiser für den orientalischen Krieg ungeheure Summen zu finden vermochte, die er aus den Händen der Banquiers, in denen früher das Capital concentrirt war, niemals erhalten haben würde. Louis Napoleon hatte das Börsenspiel nicht nur zu seiner äußersten Wildheit aufgereizt, in der seine nächsten Freunde, wie Morny, Persigny und Andere die Hauptführer dieser neuen Geld-Orgien

wurden, er suchte die Uebermacht der Börse auch wieder zu vernichten, indem er sich schon bei der letzten Anleihe im orientalischen Kriege unmittelbar mit dem Publikum in Verbindung zu setzen wußte, und jeden kleinen Mann, der seinen geringen Geldvorrath zweckmäßig anlegen wollte, zu sich heranrief. Wie es überhaupt im System des Napoleonismus lag, die feudale Gewalt des großen Capitals zu brechen, und an die Stelle desselben den Alles verallgemeinernden Industrialismus zu setzen, so mußte die Association des kleinen Capitals erst vollends zu einer neuen socialen Umwandlung der Gesellschaft hindrängen. Eine ganze Nation von Speculanten, wie das kaiserliche Frankreich unter den Händen Louis Napoleons zu werden schien, kann sich nicht mehr lange in der alten sittlichen und gesetzlichen Gliederung der Verhältnisse erhalten. Das nicht mehr zu berechnende Schieben und Drängen des Geldes, das Besitz und Vermögen auf allen Punkten verstreut und für alle Verhältnisse die organischen Bedingungen ändert, wird zum eigentlichen Hebel des Socialismus. Der Socialismus ist die Abänderung der gesellschaftlichen Zustände nach dem freien Bedürfniß jedes Einzelnen, und wenn schon das Zusammenwirken der kleinen Capitalien wie spielend diese ungeheuren Ergebnisse hervorruft, daß jeder

Einzelne dabei reich wird und im Ganzen die großartigsten Welt-Unternehmungen davon bestritten werden können, so liegt der Gedanke nahe, daß es überhaupt nur einer Association der individuellen Kräfte bedarf, um der Gesellschaft eine ganz andere Gestalt zu geben.

Die Regierung Louis Napoleons konnte daher, wenn sie folgerichtig weiterschritt, nur den Socialismus zu ihrem letzten Ausgangspunct haben. Es konnte dies aber nicht zu den Friedensträumen des Kaiserreichs gehören, denn der Socialismus ist nichts als die neue Revolution, die um so gefährlicher auftreten wird, weil sie nicht mehr, wie die früheren, sich in irgend einer politischen Verfassungsform verbeißen und abfinden lassen wird. Die Socialisten, die Louis Napoleon jetzt bereits als die rothen Infusorien des Kaiserreichs erkennt, und die plötzlich überall sitzen und schon den Boden unter den Füßen forttragen zu wollen scheinen, wollen keine politische Verfassung mehr, und sie wollen auch das Kaiserreich nicht. Aber ihre Macht muß neuerdings in einem ungeheuren Wachsthum begriffen gewesen sein, weil ein besonderes Repressiv-Gesetz, welches den französischen Kaiserstaat auch in seinem politischen Aussehn gänzlich verändert und niederschlägt, gegen sie nöthig erachtet worden ist. Zugleich wird für den neuen Mi-

niſter des Innern ein außerordentlicher Credit von bedeutendem Belange auf das Budget von 1858 geſetzt, um die geheimen Ausgaben im Intereſſe der allgemeinen Sicherheit zu beſtreiten.

Alle dieſe Umſtände machen darum einen ſo außerordentlichen Eindruck und haben einen faſt unbegreiflichen Charakter, weil das Kaiſerthum plötzlich den Entſchluß gefaßt hat, fortan nichts als ein Polizei- und Militair-Staat zu ſein, und eine Art von Belagerungs-Zuſtand gegen das Innere der Geſellſchaft zu kehren. Die Gültigkeit des neuen Geſetzes iſt zwar nur auf die Dauer von ſieben Jahren geſtellt worden, aber für ein Ausnahmegeſetz iſt dies ſchon eine unendlich lange Friſt, denn wer ſieben Jahre lang in einem Kerker geſeſſen, hat dadurch ſchon ſeine ganze Lebensphyſiognomie verändert. Das Kaiſerthum zieht aber auch die militairiſchen Zügel der Herrſchaft ſtraffer und ſyſtematiſcher als jemals an. Die gleichzeitig erfolgte Eintheilung der franzöſiſchen Armee in fünf große General-Commandos iſt die ungemein praktiſche Ergänzung zu dem Ausnahmegeſetz, welches ſchon die leiſeſten Keime und Spitzen einer aufſtändiſchen Bewegung finden und bewältigen will. Wenn aber dennoch, worauf ſich die kaiſerliche Regierung jetzt jeden Augenblick gefaßt machen zu wollen ſcheint, ein Aufſtand losgebrochen

ist, so sollen die fünf neuen Militair-Commandos, in welche Frankreich jetzt eingetheilt ist, dazu dienen, die verschiedenen Garnisonen schnell auf bestimmten Puncten zu concentriren und dadurch einen wirksamen Widerstand gegen die Volkserhebung zu bieten.

Die Hauptquartiere der fünf Obergenerale, zu denen die Marschälle Magnan, Canrobert, Bosquet, Castellane und Baraguay d'Hilliers vom Kaiser ernannt wurden, sind nach Paris, Nancy, Lyon, Toulouse und Tours gelegt. In jedes dieser Commandos ist eine bestimmte Anzahl der Departements Frankreichs eingeordnet, und die militairische Umstrickung der gesammten Bevölkerung verbindet sich dadurch auf eine ganz systematische Weise mit der politischen Administration des Landes. Eine der wichtigsten Bestimmungen dieser Commandos ist die, daß bei ausbrechenden Unruhen diese höheren Befehlshaber (commandants supérieurs) schon aus eigenem Antriebe die Truppenbewegungen und Zusammenziehungen, welche sie für nöthig erachten, vornehmen können.

Die Grundlagen dieser neuen Organisation wurden vom Kaiser selbst aufgestellt, und als Hauptbedingung dabei angegeben, daß die in so verschiedene Garnisonen zerstreuten Truppen Frankreichs, welche über die Oberfläche des Kaiserreichs ungleichmäßig

vertheilt sind, im geeigneten Augenblick in stärkeren Gruppen rasch in der Hand eines einzigen Führers vereinigt werden könnten und sich so in der Lage befänden, auf allen Punkten die öffentliche Ordnung und die Sicherheit des Gebiets außer Gefahr zu stellen. Das sonst in Frankreich bestehende System der territorialen Militair-Divisionen, deren es einundzwanzig giebt, ist dabei nicht berührt worden, nur stehen die commandirenden Generale derselben zu den neuen Oberbefehlshabern in einem unmittelbaren Verhältniß der Abhängigkeit, und empfangen von ihnen ihre Einwirkung und Bestimmung. Die Autonomie aber, in welche die fünf Großwürdenträger der Armee bei den wichtigsten Gelegenheiten gesetzt sind, giebt ihnen eine gefährliche Machtstellung, die in jedem Staat, in dem es sich außerdem noch um bürgerliche und gesellschaftliche Interessen und um die Welt des Individuums handelt, eine überragende und erdrückende werden muß. Die Kämpfe der Prätorianer-Häuptlinge um ein zusammenstürzendes und thronlos gewordenes Cäsaren-Reich stellen sich uns dabei unwillkürlich vor Augen.

Die Anhänglichkeit der Armee an den Kaiser und an den napoleonischen Namen hat sich zwar auch bei Gelegenheit des Attentats vom 14. Januar wieder auf die glänzendste Weise bethätigt. Die hin-

gebungsvollen und schwungreichen Adressen, welche die einzelnen Körper der Armee an den Kaiser gerichtet, haben ihm, der dies Mal über alle Erwartung unruhig geworden war, gewiß in seinem Herzen wohlgethan. Die Erbitterung gegen England war in diesen Adressen vielleicht zu stark aufgetragen, aber dies konnte bei den heimlichen Spitzen, welche stets in der englisch-französischen Allianz stecken werden, gar nicht schaden. Aber einen anderen Umstand hätte der Kaiser gern noch lebhafter und allgemeiner gerade in diesen Militair-Adressen herausgearbeitet gesehn, nämlich die Hindeutung auf seinen kleinen Sohn als Thronfolger im Kaiserreich. Die Militairkörper haben sich zwar mehrfach, ohne Zweifel auf höhere Veranlassung, in enthusiastischen Hindeutungen dieser Art ergangen, und bereits auf den Schild geschlagen, auf dem sie den Prince Impérial Louis Napoleons in die Höhe heben würden. Aber man hat erfahren, daß dies dem Kaiser nicht genug gewesen. Er hatte mehr erwartet, besonders da derartige Kundgebungen auf der Seite der bürgerlichen Bevölkerung noch weniger lebhaft hervorgetreten waren.

Dem Kaiser war in diesem merkwürdigen Moment durchaus danach zu Muthe, sein Haus zu bestellen. In dieser Stimmung hat er die Einsetzung einer Regentschaft beschlossen, eine politische Vorsichts-

maaßregel, die er gleich bei der Geburt seines Sohnes auf eine bei weitem weniger auffällige Weise hätte anordnen können. Aber damals, vor anderthalb Jahren, schien der kaiserliche Horizont noch ganz unumwölkt über ihm zu bläuen. Ob sich der Kaiser jetzt mehr, als nöthig ist, den Anschein giebt, daß die Verschwörung gegen seinen Thron festen Fuß im Lande gefaßt habe, und warum er einen solchen Schein plötzlich sogar im Uebermaaß erweckt, läßt sich bei der Undurchdringlichkeit seines Charakters und seiner Absichten nicht klar erkennen. Man müßte schließen, daß es schon vor anderthalb Jahren nicht viel besser gestanden habe, wenn man das furchtbare Wort gelesen, das General Espinasse in dem Rundschreiben, womit er sein Ministerium begann, gebrauchte. „Frankreich hat sich seit sechs Jahren einem übermäßigen Vertrauen hingegeben!" ruft der Mann des Schwertes den Franzosen zu.

Ein übermäßiges Vertrauen, der Nation zum Kaiser, oder des Kaisers zur Nation? Ein größeres Räthsel hat eine politische Situation wohl kaum jemals dargeboten.

In diesem Augenblick ernennt Louis Napoleon die Kaiserin zur Regentin, und „für den Fall ihres Nichtvorhandenseins" zu Nachfolgern derselben in der Regentschaft die französischen Prinzen nach der Ordnung

der Thronfolge. Zugleich ſetzt er für dieſen Zweck einen Geheimen Rath ein, welcher, „mit Hinzuziehung der beiden, nach der Ordnung der Thronfolge dem Thron zunächſt ſtehenden franzöſiſchen Prinzen," ſchon durch die bloße Thatſache, daß der neue Kaiſer minderjährig zur Regierung gelangt, Regentſchaftsrath wird. Doch behält ſich Louis Napoleon in derſelben Botſchaft, womit er den in den Regentſchafts-Rath ſich verwandelnden Geheimen Rath einſetzt (vom 1. Februar 1858) vor, daß dieſer Regentſchafts-Rath nur dann eintreten ſoll, wofern der Kaiſer nicht „in jenem Augenblick durch öffentlichen Act einen andern ernannt habe." Und was iſt das für ein Augenblick, „jener Augenblick?" Wenn ſein Sohn minderjährig zur Regierung gelangte, kann dann Louis Napoleon ſelbſt noch in der Lage ſein, durch einen „öffentlichen Act" zu wirken? Es ſcheint dabei nicht nur der Tod des Kaiſers, ſondern der mögliche Moment ſeiner Abdankung zu Gunſten des Prince Impérial vorgeſehen. Auch in einer die Dynaſtie ſichernden Weiſe abzudanken, iſt oft unmöglich, wenn das Chaos der letzten Dinge hereinbricht. Louis Philipp vermochte nicht mehr zu Gunſten ſeines Enkels unter der Regentſchaft der Herzogin von Orléans abzudanken. Sein Fuß ſtand ſchon mitten in den Wogen der Revolution, als er es zu ſpät wollte. Ebenſo wenig

konnte Napoleon I. ſich noch Gehör verſchaffen, als er im Sturz der letzten Situation ſeine Krone auf Napoleon II. übertrug. Solche Momente gehören dem Schickſal an, und Napoleon III., welcher den Muth hat, Alles zu denken und Alles zu erwarten, glaubt vielleicht auch durch ſichere und planmäßige Vorbereitungen den fatalen Moment der Zukunft meiſtern zu können.

Die Bildung des Geheimen Raths hat aber ebenfalls ihre Geſchichte. In dem urſprünglichen Entwurfe wurden, wie man mit Beſtimmtheit erfährt, die Prinzen Jerôme und Napoleon als Mitglieder des Geheimen Raths namentlich aufgeführt. An dieſer Ernennung ſchien auch gar nicht gezweifelt werden zu können, und eben wollte ſich der Staatsminiſter Fould in den Senat begeben, um demſelben den Entwurf zu überbringen, als aus dem Palais Royal die beſtimmte Forderung anlangte, jene beiden Namen zu ſtreichen. Die Ueberraſchung darüber ſoll beim Kaiſer nicht gering geweſen ſein. Die Situation zeigte ſich damit auch nach dieſer Seite hin mit einer gewiſſen Verwirrung behaftet. Die Prinzen Jerôme und Napoleon verweigerten offenbar ihre Mitwirkung für den entſcheidenden Moment, oder lehnten es ab, von vornherein ſich dafür verantwortlich zu machen, daß die napoleoniſche Thron-

folge nach den Wünſchen des Kaiſers geregelt und zur Ausführung gebracht würde. Es giebt in dieſer Beziehung eine bedeutende Lücke in der Kenntniß der kaiſerlichen Hofverhältniſſe, die bisher nur durch Vermuthungen und durch einzelne Anzeichen ausgefüllt werden konnte, welche letzteren ſich freilich ſchon zu einem ſehr ſprechenden Bilde zuſammenſetzen ließen. Das Regentſchaftsdecret wurde daher in aller Eile umgearbeitet, und wenigſtens die Namen der beiden Prinzen mußten daraus weggenommen werden. Da jedoch ſchon früher im Senat davon Mittheilung geſchehen war, ſo würde ſich der Kaiſer ein Dementi vor dem ganzen Lande gegeben haben, wenn er auf eine gänzliche Abänderung der einmal getroffenen Beſtimmungen hätte eingehen wollen. Es wurden daher in dem Decret über den Geheimen Rath zwar die Namen der Prinzen geſtrichen, aber in der Phraſe, daß der Geheime Rath „unter Hinzuziehung der beiden nach der Thronfolge-Ordnung nächſten franzöſiſchen Prinzen" einſt Regentſchaftsrath werde, blieben ſie gleichwohl eingefügt. Seitdem müſſen aber perſönliche Verſtändigungen zwiſchen dem Kaiſer und dem Prinzen Jerôme ſtattgefunden haben, denn Jerôme willigte bald darauf ein, zum Präſidenten des Geheimen Raths in Stellvertretung des Kaiſers ernannt zu werden, wie er ſich auch durch ein neues De-

cret mit dem Rechte bekleiden ließ, den Sitzungen aller Conseils, mithin auch des einstigen Regentschafts-Conseils, beizuwohnen. Der Name des Prinzen Napoleon Bonaparte figurirt dagegen durchaus nicht als solcher unter den Mitgliedern des Geheimen Raths, welchen der Kaiser, wie er sich in der Botschaft an den Senat ausdrückte, aus den „Männern seines Vertrauens, die über die großen Staats-Angelegenheiten um Rath gefragt werden sollen," zusammengesetzt hat. Diese Mitglieder sind der Herzog von Malakoff, der Staatsminister Herr Achill Fould, der Herr Präsident Troplong, der Graf Morny, der Herr Präsident Baroche, der Graf von Persigny.

Es versteht sich, daß diese Details das außerordentlichste Aufsehen in Paris erregten, und zu den wichtigsten Anzeichen einer neuen Epoche des Kaiserreichs gerechnet wurden. Besonders ist dadurch die Stellung des Prinzen Napoleon zum Kaiser von Neuem der Gegenstand der eigenthümlichsten Combinationen geworden. Die rein demokratische Farbe des Prinzen Napoleon hatte sich vielleicht bisher noch nie so stark schattirt, als durch die schweigende und zurückhaltende Stellung, welche er gerade in diesem Augenblick, wo Alles im Kaiserreich auf dem Spiele zu stehen schien, an den Tag legte. Auch mußte sein vertrautes Verhältniß mit Billault, dem abgetretenen

Miniſter des Innern, bei dieſer Gelegenheit zur Sprache kommen. Billault, von Hauſe aus Advokat und Publiziſt, verdiente ſich ſeine Sporen in dem alten National unter Armand Carrel und Godefroy Cavaignac, und gehörte als Mitglied der Louis-Philippſchen Deputirtenkammer erſt der Oppoſition Barrot und dann der Oppoſition Thiers-Molé an. Die Februar-Revolution machte ihn zum Royaliſten, in welcher Farbe er in der Aſſemblée ſein parlamentariſches Talent ſpielen ließ. Dann reizten ihn die neuen Dinge der napoleoniſchen Partei, und er wurde an den Dienſt des Kaiſers gefeſſelt. Aber unter allen dieſen Metamorphoſen, die nur ſeine äußerliche Haut betrafen, barg er ſtets den heimlichen Kern des Radicalismus mit einer zähen Feſtigkeit. Seine Verbindung mit dem Prinzen Napoleon beruhte auf dem Glaubensartikel, daß die feſteſte Stütze des kaiſerlichen Throns die rein demokratiſche Partei ſei. Doch war Billault ſchon vor dem 14. Januar nicht mehr ganz der Mann des Syſtems. Man begreift, daß er die neue Epoche des Kaiſerreichs nicht mehr mitmachen konnte, und es darum vorzog, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Wo werden aber für dieſe neue Epoche die ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten herkommen, da die Morny's, die Perſigny's, die Troplong's, die Malakoff's doch unmöglich Alles werden beſtreiten können, was dazu gehört, um eine große Nation zu ruiniren?

Den Kaiſer ſelbſt finden wir bei dieſem wunderbaren Wendepunct der Dinge in einer Stimmung, wie wir ſie früher ſeinem Charakter nicht für angemeſſen gehalten haben würden. Louis Napoleon ſoll von ſich ſelbſt geſagt haben, daß er immer nur durch Phlegma zur Kühnheit gelange, und man ſchreibt ihm das allerdings tiefſinnige Wort zu, welches er mitten in den unruhigſten Bewegungen von 1848 fallen gelaſſen haben ſoll: „l'avenir est aux apathiques!“ Wenn nach dieſem Wort den Leidenſchaftsloſen die Zukunft gehört, ſo möchte uns die Zukunft Louis Napoleons faſt nicht mehr ſo ſicher erſcheinen, denn Louis Napoleon hat jetzt zum Erſtenmal auf ſeiner ganzen Laufbahn die Apathie verläugnet, und iſt leidenſchaftlich geworden! —

Im Februar 1858.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerſtr. 9.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE